

Paralympics Zeitung

Paris
28.8. – 8.9. 2024

Dienstag,
27. August 2024

Digital dabei

Berichte, Reportagen,
Interviews, Abseitiges –
alles zu den Spielen auf

**paralympics-
zeitung.de**

Lasst die Spiele beginnen!



Es soll Medaillen regnen. Anja Adler paddelt in Paris vorne mit.

„ES BRAUCHT GESETZE“

Ferda Ataman
und Jürgen Dusel über
Frust und Inklusion

NAHOST UND FERN

Wie Sportler aus Israel
und Palästina mit dem
Konflikt umgehen

HYMNE VON CLUESO

Der Popstar liefert
das Lied für Team D –
wie kommt es an?

Preise, Promis, pure Euphorie

Wie alles begann? Da war diese Frage von Sport-agentur-Chef Thomas Rugo. Er war 2003 auf das Tagesspiegel-schulprojekt „Klasse!“ aufmerksam geworden. „Wollen Sie mit Gregor Doepke von der Deutschen Gesetzlichen Unfallversicherung und mir jetzt sogar ein internationales Jugendmedienprojekt für die Paralympics in Athen auf die Beine stellen?“

Spannend, aber ich musste erstmal eine Nacht darüber schlafen. Aufgewachsen mit einem Vater im Rollstuhl, all den Herausforderungen einer Schwerbehinderung – sind solche Paralympics, die noch kaum einer verfolgte, nicht zu hart für unbeschwerte junge Leute? Aber was für eine Chance!

2004 spüren wir Para-Pioniere im Olympiastadion pure Euphorie. Fürs erste DIN-A-4-Magazin schreiben Kinder der Deutschen Schule Athen, Bundespräsident Horst Köhler ist Gast. Für Turin 2006 holt unser Team für die viersprachige PZ das Europäische Sprachensiegel der italienischen Regierung.

Für Peking 2008 bereitet uns eine Delegation mit Angela Merkel den Weg. Als PZ-Fotograf und Organisator wirkt Thilo Rückeis nun mit.

2010 in Vancouver und Whistler ... ist das da nicht Willy Bogner? Para-Ski-Ikone Gerd Schönfelder wird während der Super-Kombination Vater. In die internationale Schülerredaktion führt nun ein Wettbewerb. Wir gewinnen mit der Paralympic Post selbst einen und nehmen den „World Young Readers Prize“ vom Weltzeitungsverlegerverband in San Francisco entgegen.

Vor den Paralympics in London 2012 trifft die Redaktion Prinz Harry und Tagesspiegel-Chefredakteur Lorenz Maroldt präsentiert im britischen Unterhaus die PZ, zu der Zeit mit einer Millionenauflage, und 2014 guckt im verschneiten Sotschi mit versteckten Panzern Wladimir Putin zu.

Zwei Jahre später übernimmt der Tagesspiegel die PZ, und ich feiere als Pflegemutter meine Nachfolger von Berlin aus an: Rio, Pyeongchang, Tokio, Peking! Für die Nachwuchsredaktion schreiben mittlerweile junge Erwachsene. Etliche Alumni haben soziale oder journalistische Karrieren eingeschlagen.

Zwei Jahrzehnte PZ, zwei Jahrzehnte gelebte Inklusion. Paris, jetzt bist Du dran!



Annette Kögel ist Redakteurin und Mitgründerin der PZ. 2018 erhielt sie beim German Paralympic Media Award den Ehrenpreis für nachhaltigen Journalismus im Bereich Behindertensport.



Von Athen bis Paris. Zum 20-jährigen PZ-Jubiläum wird in Frankreich ein Team aus zehn jungen Journalisten und Journalistinnen über die Paralympics berichten.

A bientôt

Unser Social-Media-Team berichtet rund um die Uhr von den Spielen.

Folgen Sie uns auf:

instagram.com/ParalympicsZeitung
facebook.com/ParalympicsZeitung
paralympics-zeitung.de



Von null auf hundertzwanzig

Jule Roß begann vor zwei Jahren mit der Para-Leichtathletik und schlug voll ein. 2024 gleicht einem wilden Fiebertraum: Sie wurde 18 Jahre alt, machte Abitur – und gehört zum Aufgebot in Paris

4 Pompöse Parade Was die Zeremonie zur Eröffnung hinterlassen soll

5 Cluesowurm Der Sänger aus Erfurt hat den offiziellen Team-Song geschrieben



In der Ruhe liegt die Kraft Prothesenspringer Léon Schäfer will in Paris triumphieren – und hat sich dafür ein neues Mindset zugelegt

10 Krieg in der Ukraine Vom Paralympics-Sieger zum Schwimmtrainer



Ataman & Dusel Reicht der Schutz vor Diskriminierung in Deutschland aus?

14 Party, Dating und Kondome Ein Blick ins paralympische Dorf

Zahlen, bitte Para-Judo ist in Paris eine von 22 Sportarten. Und wie viele Teilnehmer gibt es? Aus wie vielen Ländern? Und wie hoch ist der Eiffelturm?

15



16 Zurück in die Höhle Geologin Anja Adler macht Expeditionen im Rollstuhl



Traumata, Boykotte und die Angst vor Protest Der Krieg in Nahost begleitet die Israelis – Anfeindungen gibt es auch im Para-Sport

19 Bitte mit Fahne Svetlana Moshkovic kehrte Russland den Rücken

20 Eine Klasse für sich So funktioniert die Einteilung der Paralympics-Starter

21 Nach 16 Jahren Das deutsche Team im Rollstuhlrugby ist wieder dabei

22 Gaza Sunbirds Ein Para-Radsportler verteilt Hilfsgüter im Kriegsgebiet

23 Erste trans Athletin Valentina Petrillo schreibt Paralympics-Geschichte

Impressum

Paralympics Zeitung

Herausgeber Lorenz Maroldt, Christian Tretbar

Themenspeziale Andreas Mühl

Redaktion Benjamin Apitius (Leitung), Benjamin Brown, Vincent Busche, Svea Frey, Anna von Gymnich, Lilli Heim, Tim Hensmann, Anna Höhne, Monja Nagel, Helen Päßler, Tim Rosenberger, Carla Vittón

Artdirektion Suse Grützmaier **Herstellung**

Daniela Weber **Verlagsleitung** Nadja Holzmaier

Projektleitung Friederike Becker, Claudia Kleist

Social Media Ann-Kathrin Hipp (Leitung), Max Emrich, Delia Kornelsen, Hannah Prasuhn

Die Paralympics Zeitung ist ein Gemeinschaftsprojekt von Tagesspiegel und DGUV

Dieser Moment bleibt für immer in Erinnerung

„Für immer jetzt, das geht nie wieder weg“, singt Clueso im offiziellen Song des deutschen Teams, und wer je bei den Paralympics war, weiß: Genau so ist das – dieser Moment bleibt für immer in Erinnerung. Anna Höhne von der jungen Redaktion der Paralympics Zeitung beschreibt auf Seite 5, warum der Sänger dieses Gefühl so gut erfassen kann. Damit Sie auch während der Spiele digital dabei sein können, berichtet das PZ-Team unter der Leitung von Benjamin Apitius und Ann-Kathrin Hipp im Netz und auf Social Media. „Für immer jetzt“ ist auch das inoffizielle Motto der Zusammenarbeit von Tagesspiegel und DGUV. Zum ersten Mal seit 20 Jahren nicht dabei ist PZ-Mitgründer Gregor Doecke, dem der Behindertensport viel zu verdanken hat. Neu im PZ-Team ist seine Nachfolgerin Britta Ibal von der DGUV. Und jetzt: geht's los!

Lorenz Maroldt
Chefredakteur Tagesspiegel



Geburtstag in Paris

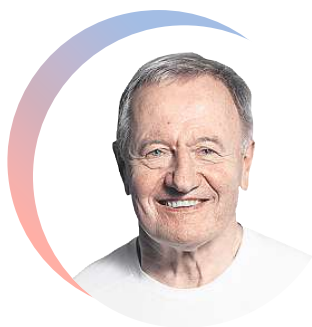
In Paris feiert die Paralympics Zeitung (PZ) ihren 20. Geburtstag: Einen schöneren Rahmen kann man sich für ein Jubiläum kaum wünschen. Was die Paralympioniken und mit ihnen auch das Redaktionsteam der PZ erwartet, das haben die Olympischen Spiele gerade gezeigt: eine Stadt voller Begeisterung. Unter den Para-Sportlerinnen und -sportlern sind auch Menschen, die ein schwerer Arbeitsunfall aus ihrem Alltag gerissen hat. Über den Rehasport in unseren BG Kliniken haben sie ihre sportliche Leidenschaft gefunden, die sie jetzt nach Paris führt. Wir freuen uns auf sie und großartige Sportmomente. Viel Glück!

Dr. Stefan Hussy
Hauptgeschäftsführer
Deutsche Gesetzliche
Unfallversicherung (DGUV)

Paralympics zur Primetime – ein Meilenstein

1992 in Barcelona habe ich als Bundestagsabgeordneter erstmals die Paralympics erlebt. Ein grandioses Sportfest mit faszinierenden Leistungen. Damals wusste kaum jemand, wie Paralympics geschrieben wird. Berichtet wurde in Gesundheitssendungen. Das hat sich zu Recht völlig gewandelt. Die Paralympics sind das drittgrößte Sportevent der Welt – und fester Bestandteil der Sportberichterstattung. Aus Paris werden ARD und ZDF erstmals paralympische Wettkämpfe in der Primetime übertragen – was für ein Meilenstein. Daran hat auch die Paralympics Zeitung ihren Anteil. Gratulation zu einer 20-jährigen Erfolgsgeschichte, die künftig fortgeschrieben werden muss.

Friedhelm Julius Beucher
Präsident Deutscher
Behindertensportverband



Liebe Leserin, lieber Leser,

in unserer Sportrepublik gibt es die schöne Tradition, dass der Bundespräsident alle vier Jahre entweder die Olympischen oder die Paralympischen Sommerspiele besucht. 2020 wäre eigentlich ein Besuch bei den Paralympics in Tokio an der Reihe gewesen, aber dann kam Corona dazwischen. Umso mehr freue ich mich, dass ich jetzt zu den Paralympischen Spielen in Paris fahren kann. Ich freue mich auf die Eröffnungsfeier auf der Place de la Concorde, auf die ersten Wettkämpfe, auf die Begegnungen mit Athletinnen und Athleten aus dem deutschen Team. Leidenschaft und Ehrgeiz, Fairness und Teamgeist, ein fröhliches Miteinander über Grenzen hinweg – das ist die Mischung, die das paralympische Turnier auszeichnet. Ich bin mir sicher, dass auch diesmal wieder viele Menschen bei uns in Deutschland von der tollen Stimmung angesteckt werden. Damit der Funke überspringen kann, braucht es guten und vielfältigen Sportjournalismus, wie ihn die Paralympics Zeitung nun schon seit 20 Jahren liefert. Sie lässt uns die Wettkämpfe und das Gastland hautnah erleben – aus der Perspektive von jungen Journalistinnen und Journalisten mit und ohne Behinderung. Dafür ein großes Dankeschön an die Redaktion!

Ich wünsche den Athletinnen und Athleten faire Wettkämpfe und bonne chance – und uns allen spannende Spiele mit starken Bildern und packenden Geschichten!



Frank-Walter Steinmeier
Bundespräsident

Kraftvoll und ikonisch

Der französische Theatermann Thomas Jolly eröffnet die Sommerspiele in Paris entlang der Champs-Élysées bis zum Place de la Concorde. Forderungen nach Gleichberechtigung und Barrierefreiheit sollen die Paralympics überdauern



In Paris wird die erste Eröffnungsfeier der Paralympics außerhalb eines Stadions stattfinden.



Wenn im Spätsommer von Paris an diesem Mittwochabend die Paralympics eröffnet werden, soll es zum größten Fest in der Geschichte des Para-Sports kommen. Auf eine solche Strahlkraft hofft zumindest das Internationale Paralympische Komitee (IPC), das zuletzt kräftig die Werbetrommel für die Spiele rührte. Auch der Organisationschef von Paris 2024, Tony Estanguet, hatte zum Abschluss von Olympia von einem Hinspiel gesprochen, das an jenem Abend zu Ende gegangen sei – aber mit den Paralympics folge ja noch das Rückspiel, rief er den berauschten Parisern zu. „Und die werden emotional noch stärker sein“, versprach Anne Hidalgo, Bürgermeisterin der Stadt, obendrauf.

Auch die Eröffnungszeremonie der Paralympics wird in Paris zum ersten Mal außerhalb eines Stadions stattfinden. Die Regie übernimmt erneut der französische Theatermacher Thomas Jolly, der den Auf-

takt der Olympischen Spiele bereits pompös inszenierte. Im strömenden Regen hatte er entlang der Seine offensiv queere Ballroom-Ästhetik zelebriert. Extravagante Silhouetten, ausgefallen bunte Stoffe, ein nackter Dionysos singt auf einem langen Esstisch – die Komposition erinnerte an Da Vincis Gemälde vom letzten Abendmahl. „Subversive Intentionen“ in seiner monumentalen Aufführung wies der Künstler zurück.

Anders äußerte sich Jolly hinsichtlich der Paralympics. 15 Prozent der französischen Bevölkerung lebe mit Beeinträchtigungen: „Paradoerweise werden die Athletinnen und Athleten während der Spiele als Helden verehrt, um dann wieder in einem Alltag voller Hindernisse ignoriert zu werden.“ Die 4400 Teilnehmenden aus rund 180 Nationen lässt er in einer prachtvollen Parade entlang der Champs-Élysées zum Place de la Concorde (Jolly: „Hier fielen die letzten Könige und Königinnen, etwas, das unsere Identität begründete“) ziehen, wo sie um den mittelalterlichen Obelisk von Luxor zusammenfinden. Jolly verspricht eine kraftvolle Zeremonie, kämpferisch vereint mit den Forderungen der Menschen mit Beeinträchtigungen nach Gleichberechtigung und Barrierefreiheit, die ein Gradmesser für die diesjährigen Paralympics wird.

Bereits im Vorfeld der Spiele hatte es Beschwerden über die Nicht-Zugänglichkeit der öffentlichen Transportmittel für Rollstuhlfahrer gehandelt. Im Zentrum der Kritik steht das in die Jahre gekommene U-Bahn-System: „Die Metro ist der schwarze Fleck“, behauptet Frankreichs Behindertenorganisation APF, und das IPC räumte ein, es könne die Frustration verstehen. Die Verkehrsbetriebe der Stadt rechnen während der Paralympics täglich mit rund 4000 Personen im Rollstuhl. Barrierefrei nutzen lässt sich die Metro durchgängig nur auf der jüngst fertiggestellten Linie 14, die das Stade de France (Leichtathletik) im Norden und die Bercy-Arena (Rollstuhlbasketball) im Süden verbindet. Um alle anderen Veranstaltungsorte in der Stadt zu erreichen, verweisen die Organisatoren auf Investitionen in Höhe von 125 Millionen Euro in Shuttlebusse und Taxis. Die sollen den Menschen im Rollstuhl an allen großen Bahnhöfen zur Verfügung stehen – sofern sie zwei Tage vorher reserviert wurden.

Es wird sich zeigen, ob der öffentliche Druck auf verkehrspolitische Reformen so stark sein wird, dass er zu einem nachhaltigen Umdenken und Umbauen in Paris führt. Sollte das gelingen, wäre die Hoffnung auf gesellschaftliche Veränderung durch die Paralympics eindrucksvoll belegt.

Was die Sichtbarkeit der Spiele angeht, freut sich Friedhelm Julius Beucher, Präsident des Deutschen Behindertensportverbands, dass zwei Wettkampfabende erstmals im Live-TV gezeigt werden, sprich nach der

Tagesschau im Ersten. Für die Eröffnungsfeier im Zweiten wurde – auf Druck von Beucher – ein Pokalspiel der Fußballer vorverlegt.

„Es war, als wiege die Luft leichter“, hatte Frankreichs Präsident Emmanuel Macron über die Zeit der Olympischen Spiele gesagt. Nach den vorgezogenen Parlamentswahlen im Juni begann er mit der schweren Suche nach einem neuen Regierungschef. Auch das französische Volk schien für einen Moment vereint und glücklich – und scheint bereit für das Rückspiel. Der Vorverkauf hatte zuletzt deutlich angezogen, viele Wettbewerbe werden ausverkauft sein.

Jollys Eröffnungsfeier soll der Auftakt sein, der die Zuschauenden und das TV-Publikum mit dem paralympischen Geist vereint. Würde es auch der Stadt Paris gelingen, einen würdigen infrastrukturellen Rahmen herzustellen, kann der Sport bis zum 8. September im Mittelpunkt stehen. Es wäre ein großer Beitrag zur Teilhabe und Inklusion. Die Sichtbarkeit der Athletinnen und Athleten, soviel scheint sicher, wird in diesem Jahr größer sein als jemals zuvor.



Vincent Busche fiel es schwer, auf schmutzige Witze über den Zustand der Seine zu verzichten.



Zehntausende Menschen feiern ausgelassen im Publikum vor einer riesigen Bühne und jubeln ihm zu: Clueso. Das hat auch Para-Kanutin Felicia Laberer im Juli erlebt und den Sänger kennengelernt. Mit ihrem ganzen Team war sie zu seinem Konzert in der Waldbühne in Berlin eingeladen – und das aus einem ganz besonderen Grund. Der Popstar aus Erfurt steuert für Team Deutschland und Team Deutschland Paralympics den offiziellen Song zu den Sommerspielen in Paris bei: „Für immer jetzt“.

Ganz allein verantwortlich ist Clueso, der mit bürgerlichem Namen Thomas Hübner heißt, allerdings nicht für seine sportliche Hymne. Während des Entstehungsprozesses hat er sich sowohl Expertise als auch Inspiration bei verschiedenen Sportlerinnen und Sportlern aus den olympischen und paralympischen Disziplinen geholt. Und das sei auch spürbar, sagt Felicia Laberer, die Bronzemedailengewinnerin von Tokio. Unter anderem gehörte die Para-Schwimmerin Elena Semechin zu den Auserwählten, die Clueso in einem Videocall vorab sprechen konnte.

„Das Schöne ist ja dabei, dass es alle Sportler aus den verschiedenen Sportarten verbindet, weil viele Erfahrungen im Leistungssport eben doch ähnlich sind“, sagt Laberer. Sie selbst höre zwar eigentlich eher Musik von Alligatoah oder Kraftklub, könne sich in dem Song von Clueso aber dennoch wiederfinden.

Für den Künstler selbst gebe es viele Parallelen zwischen Musik und Sport, erzählt Clueso in einem Interview mit dem MDR. „Dieser Gegenwind am Anfang, dass nicht alle dafür sind, dass man irgendeinen Traum vor Augen hat und das manchmal gar nicht erklären kann. Und dann durchlöchert wird von den Leuten, die fragen, warum man das eigentlich macht“, sagt er.

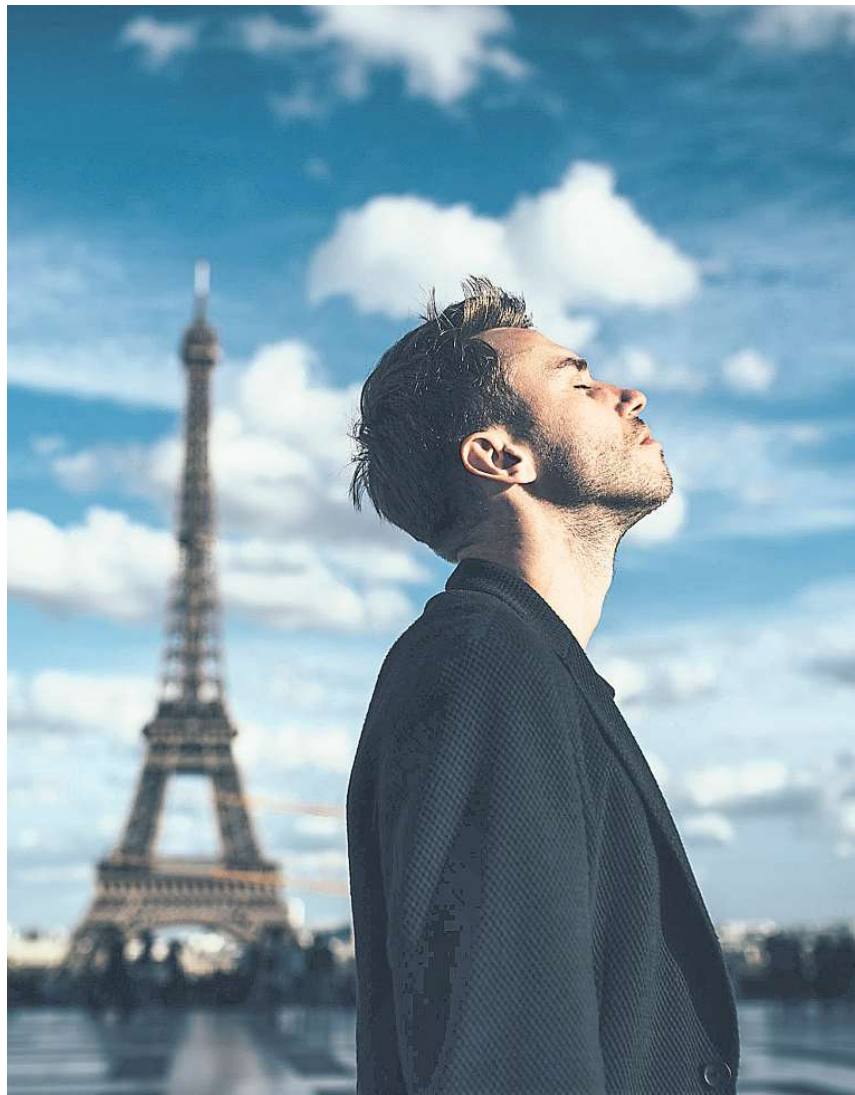
Inhaltlich geht es in seinem Stück um den einen Moment, die Hundertstelsekunde, die im Wettkampf über den eigenen Erfolg entscheiden kann. Der eine Moment im Sport, für den sich die Entbehrungen des jahrelangen Trainings lohnen, und der Moment, der olympische und paralympische Geschichte schreiben kann.

Diese ausschlaggebende Sekunde ist nicht nur Hauptthema des neuen Clueso-Hits, sondern findet sich

auch mit „Jetzt. Für immer“ im Slogan des Team Deutschland und Team Deutschland Paralympics wieder.

Musikalisch gesehen gibt es in „Für immer jetzt“ allerdings nicht nur einen besonderen Moment, sondern viele. Von der Trompete und Posaune über die Gitarre, bis hin zum Chorgesang ist alles dabei. Es geht jedoch um mehr als musikalische Vielfalt. Denn einen eigenen Song gewidmet zu bekommen, sei für Felicia Laberer außerdem eine ganz besondere Art der Wertschätzung für den olympischen und den paralympischen Sport. Es ist das erste Mal, dass der Deutsche Olympische Sportbund (DOSB) einen offiziellen Song für die Athletinnen und Athleten in Auftrag gegeben hat.

Die Wertschätzung beruht auf Gegenseitigkeit. „Oh mein Gott, ich durfte den offiziellen Song schreiben“, sagt Clueso in einem Video auf Instagram: „Eine absolute Ehre.“ Zu Beginn habe er sich erstmal hingesetzt, um „arschcool auf meiner Gitarre ein paar Skizzen zu machen“. Doch die ersten Sachen, müsse er ehrlich zugeben: „Fand ich ziemlich scheiße.“ Er stieg dann in den Flieger nach Wien und traf das



Der Popstar Clueso hat einen Song geschrieben für die Sommerspiele. Geholfen haben ihm dabei auch Para-Athleten aus Team Deutschland

Der Moment, für den es sich lohnt

Der Refrain zu Gold?
„Und wir rennen an allen vorbei
Keiner hätte auf uns gesetzt
Hauen ein Denkmal in die Zeit
Für immer jetzt“

Produzenten-Duo Decco, das neben Cluesos früheren Song „Flugmodus“ schon etliche Hits auf der ganzen Welt produziert hatte. Und so hieß es wieder: Skizzen schreiben. Aber jetzt gemeinsam. Sie setzten sich ran, „um ein Nugget zu finden, eine geile Idee“. Und da war sie dann: „Der beste Moment auf der Welt, wenn man merkt: Digger es läuft“, sagt Clueso.

Um auf noch bessere Textideen zu kommen, habe er dann die zündende Idee gehabt: „Ich mache ein Interview mit den Olympioniken und Paralympioniken, um mehr Infos und Geschichten zu bekommen. Und ich danke euch dafür, Leute.“ In den Hansa Studios in Berlin, wo schon U2 und David Bowie aufgenommen, wurde der Song dann eingespielt. „Und was soll ich sagen?“, fragt Clueso: „Wir sind so unfassbar fucking stolz.“

Musik sei laut DOSB ein ständiger Begleiter von Athletinnen und Athleten auf ihrem Weg zu den Spielen. „Musik verbindet, tröstet, motiviert und erzählt Geschichten – wie der Sport“, lautet die Begründung für den Auftrag an Clueso.

Auch für Laberer ist die Verbindung von Sport und Musik schon lange ein Rezept für den Erfolg. Musik ist kaum aus ihrem persönlichen und noch weniger aus ihrem Trainingsalltag wegzudenken: „Vor meinen Wettkämpfen höre ich bis zum letztmöglichen Moment Musik“, sagt sie und lacht: „Bei uns geht es ja immer so 20 bis 30 Minuten vor dem Start vom Steg aus aufs Wasser zum Einfahren – und am liebsten würde ich auch in dieser Zeit noch Musik hören, wenn ich könnte.“

Die Berlinerin geht leidenschaftlich gern zu Konzerten. Die Stimmung, die aufkäme, wenn eine große Menschenmenge die gleiche Musik feiert, sei ein einmaliges Erlebnis, von dem sie persönlich immer etwas mitnehmen könne. Gewissermaßen sei ein Live-Auftritt für die Musikerin oder den Musiker ja auch irgendwie mit einem sportlichen Wettkampf zu vergleichen: „Schließlich müssen sie auch dafür trainieren, die zwei Stunden auf der Bühne durchzuhalten.“

Für eines ihrer Rennen auf dem Wasser sei der Takt von Cluesos Songs allerdings wenig geeignet – er sei zu langsam und könne mit ihrem Wettkampfrhythmus auf der 200-Meter-Strecke nicht mithalten. Dafür könnte sich die 23-Jährige aber gut vorstellen, zum neuen deutschen Paralympics-Soundtrack ihre erhofften Erfolge zu feiern. In diesem Sinne könnte es sich bei „Für immer jetzt“ also doch um Laberers Melodie zur Goldmedaille handeln.

Text **Anna Höhne**

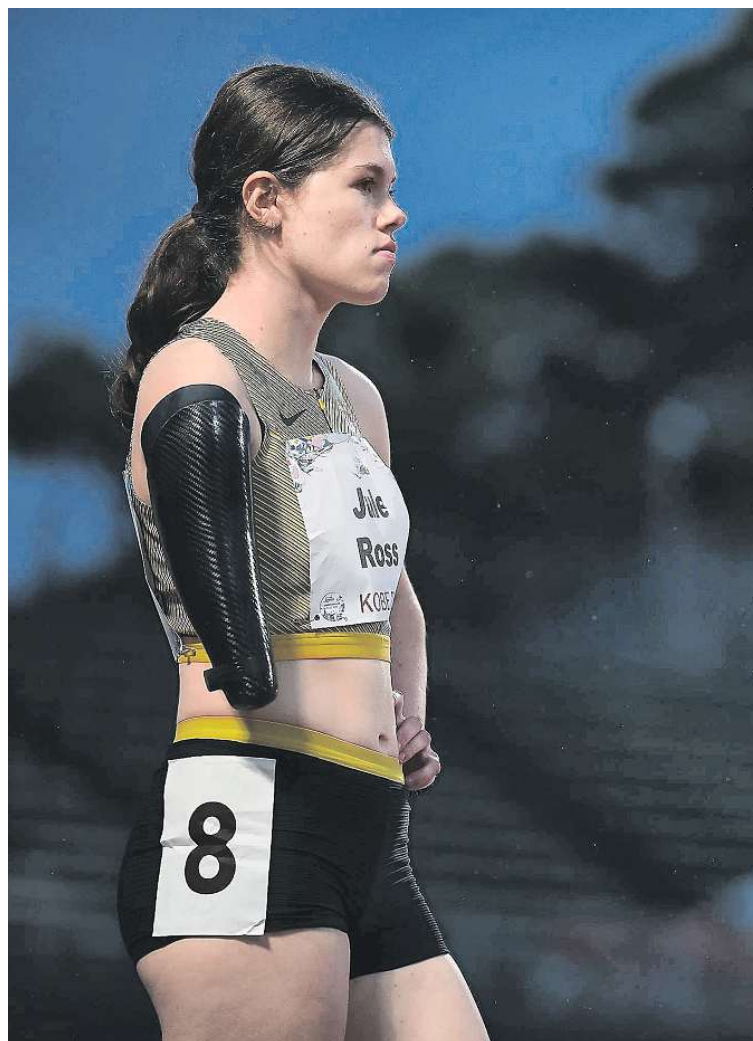
Popstar aus Erfurt

Clueso, 44, heißt eigentlich Thomas Hübner und hat seinen Künstlernamen an Inspektor Clouseau angelehnt – beide sind für ihre Tollpatschigkeit bekannt. Durch seine Auftritte in der TV-Show „Sing meinen Song“ wurde der Sänger einem breiteren Publikum bekannt.

Drei Jahre, drei Frauen, drei Geschichten

Die Paralympics in Tokio wurden wegen Corona verschoben. So vergingen erstmals nur drei Jahre bis zu den nächsten Spielen. Dieser Zeitraum hatte es für drei Sportlerinnen in sich

Jule Roß hatte nie den Plan, im Leistungssport aktiv zu sein. Dann ging alles ganz schnell. Vor gerade mal zwei Jahren wurde die 18-Jährige, die mit einem verkürzten Arm zur Welt kam, auf ein Para-Leichtathletik-Event bei Bayer Leverkusen aufmerksam. Glücklicherweise liegt die Trainingsstätte des Vereins nur wenige Kilometer von ihrem Heimatort entfernt.



Wenn mir jemand vor drei Jahren gesagt hätte, dass ich mal zu den Paralympics fahre, ich hätte das niemals geglaubt. Allein schon meine Nominierung in den WM-Kader der Para-Leichtathleten kam ja völlig überraschend!

Vor einem Jahr stand ich dann da also bei den Weltmeisterschaften in Paris und war völlig außer Atem. Nach dem Finale über 400 Meter hatte ich sogar zuerst vergessen, auf der Anzeigetafel nach meiner Zeit zu schauen. Ich brauchte ein paar Momente, meine Beine brannten und ich fühlte mich so müde wie nie zuvor – und dann der Schock: 58,78 Sekunden! Ein Gefühl des vollkommenen Glücks nahm mich ein, ich konnte es kaum glauben. Das war neue persönliche Bestleistung und erfüllte sogar die Norm für eine Teilnahme bei den Paralympics! Niemals hätte ich das für möglich gehalten, aber es war wirklich wahr: Ich war Vierte geworden – bei meiner ersten WM! Ich wischte die Freudentränen weg und rannte zu meinen Teamkollegen.

Schon surreal, wie schnell sich alles verändert hat. 2021 saß ich mit 15 Jahren noch vor dem Fernseher und verfolgte die Paralympics in Tokio eher zufällig. Meine eigenen sportlichen Erfahrungen hatte ich bis dahin im normalen Sport gesammelt. Als Kind war ich mal im Leicht-

athletik-Verein, danach habe ich eine Zeit lang Tennis gespielt. Vor zwei Jahren sah ich dann auf Social Media eine Ankündigung für das „Heimspiel“ von Bayer 04 Leverkusen, eines der größten Events für den Para-Sport in Deutschland. Mit meinem Handy in der Hand bin ich zu meinen Eltern gelaufen und wusste ganz genau: Das will ich machen!

Mittlerweile trainiere ich dort fünf bis sechs Mal die Woche zwischen zwei bis drei Stunden am Tag. Ich habe nicht mehr so viel Freizeit wie früher, aber die freie Zeit, die mir bleibt, verbringe ich am liebsten mit meiner Familie und meinen Freunden. Insgesamt gibt mir der Sport aber so viel mehr als das, was er mir nimmt. In der Trainingsgruppe haben wir alle die gleichen Träume und Ziele und legen alles rein, um uns weiter zu verbessern.

Auch was meine Behinderung betrifft, bin ich in den letzten zwei Jahren viel selbstbewusster geworden und gehe offener damit um. Früher dachte ich immer, ich bin die Einzige, die das hat. Und jetzt habe ich durch den Sport ein paar Freunde gefunden, die das Gleiche haben. Wir können uns da super austauschen und als Team halten wir zusammen und unterstützen uns gegenseitig.

Wenn ich auf die erste Jahreshälfte zurückblicke, kann ich es immer noch nicht richtig fassen. 2024 ist bislang wie ein Fiebertraum! Ich habe mein Abitur gemacht, meinen 18. Geburtstag gefeiert und jetzt stehe ich vor meinen ersten Paralympics. Wenn ich an die Zeit in Paris denke, freue ich mich am meisten auf das Athletendorf. Die Vorstellung, mit allen Nationen auf so einem engen Raum zusammenzuleben und sich mit allen austauschen zu können, finde ich total spannend.

Sportlich möchte ich über die 400 Meter unbedingt das Finale im Stade de France erreichen und so einen Platz unter den ersten Acht schaffen. Ich freue mich einfach darauf, dass ich jetzt selbst zu den Sportlerinnen gehöre, die ich vor drei Jahren noch im Fernsehen gesehen habe. Ich will jetzt all die Erfahrungen machen, die man als Zuschauerin auf dem Sofa gar nicht mitbekommt.

Protokoll **Anna von Gymnich**



Elena Semechin erhielt kurz nach ihrem Paralympics-Sieg von Tokio eine Krebsdiagnose. Die sehbeeinträchtigte Schwimmerin, 28, nahm den Kampf auf und schaffte bald ihr Comeback im Becken. Hier erzählt die deutsche Bundestrainerin Ute Schinkitz aus einer Zeit, die das ganze Team sehr berührte.

Als Elena vor drei Jahren in Tokio ihre erste Goldmedaille bei den Paralympics gewonnen hatte, habe ich sie überglücklich erlebt. Das ganze Team und ich als ihre Bundestrainerin haben uns riesig für sie gefreut. Ein solcher Moment bei Sommerspielen ist einfach das Größte und Schönste, was man sich als Sportlerin vorstellen kann.

Im Oktober, nur etwa sechs Wochen später, rief mich dann ihr Trainer und jetziger Ehemann Phillip Semechin an und erzählte mir, dass bei Elena ein Hirntumor diagnostiziert worden war. Es war ein riesiger Schock für uns alle, denn die Prognose war nicht unbedingt gut. Eben hatte man noch vor Freude geweint – und im nächsten Moment weint man wieder, aber dann leider aus ganz anderen Gründen. Hoffnung machte mir, dass ich Elena als eine absolute Kämpferin kennengelernt hatte.

Es war keine einfache Zeit. Elena und ihr Trainer standen 2022 vor einer schwierigen Frage. Es gibt die einen, die sich nach einer solchen Diagnose einschließen und warten, bis die Chemotherapie vorbei ist. Elena aber wollte dem Krebs nicht den Sieg überlassen, sie wollte trotz der Operation und Bestrahlung weiter schwimmen. Ich bin da sehr dankbar für ihr gutes, auch medizinisches Umfeld, das ihren Weg eng und verantwortungsvoll begleitet hat. Trotzdem bleibt auch immer ein Fünkchen Angst. Das Leben ist doch viel zu schön, um irgendwelche Risiken einzugehen. Man hofft einfach, dass sie sich nicht selbst überfordert und richtig einschätzt.

Elena und ihr Trainer haben wirklich das Bestmögliche aus der ganzen Situation rausgeholt. Wie die beiden das Training gesteuert und Dinge probiert haben, verdient meinen größten Respekt. Elena profitierte dabei auch von ihrem früheren Training, sie konnte sich relativ schnell wieder die Reize holen, die sie sich einmal antrainiert hatte. Und jedes Mal, wenn ich sie auf der Startbrücke sehe, ist das immer wieder unglaublich und umwerfend. Da steigen mir die Tränen in die Augen, weil mich das emotional sehr mitnimmt, was die junge Frau da leistet.

Sie war ja auch jedes Mal wieder top. Ich weiß noch, wie sich Elena im Juni 2022 ärgerte, dass sie bei der WM so knapp Zweite geworden war – und wir anderen waren alle einfach nur erstaunt und glücklich. Aus meiner Sicht war allein die Tatsache, dass sie da überhaupt um die Wette schwamm, absolut beeindruckend. Da ist mir dann das Auftreten von Elena viel wichtiger als die Medaille. Schließlich sendet das auch ein Signal an das ganze Team.

Wenn Elena etwas anfasst, dann macht sie das zu 100 Prozent. Das ist auch das, was mir an ihr so imponiert. Ihre Lebensfreude – und diese absolute Willensstärke, ihre Konzentriertheit und der Fokus auf den eigenen Weg. In Paris will sie ihren Titel verteidigen und dabei Bestzeit schwimmen! Und so überwältigend, wie das eben klingt: In Elenas Fall wäre das ja ein neuer Weltrekord.



Svea Frey musste sich zusammenreißen, um nicht mit Ute Schinkitz mitzuweinen, als die Bundestrainerin unter Tränen von ihrem Herzenswunsch für die Spiele erzählte: dass kein Krieg sei in dieser Zeit.

Lindy Ave hatte in Tokio mit ihrem Weltrekordlauf über 400 Meter für eine Sensation gesorgt. Die 23 Jahre alte Greifswalderin, die seit ihrer frühesten Kindheit mit Zerebralparese lebt, wollte nun groß angreifen und ihren Traum leben. Doch dann wurde sie 2021 unverhofft schwanger – und ist heute Leistungssportlerin und Mutter.

Eine Minute für die Ewigkeit, auf die Millisekunde genau: In 1:00,00 Minute knackte ich bei den Paralympics in Tokio im strömenden Regen den Weltrekord und lief über 400 Meter zu Gold. Bronze kam über 100 Meter noch oben drauf. Ich befand mich auf dem absoluten Höhepunkt meiner Karriere und erntete die Früchte aus sieben Jahren Leistungssport – und wurde kurz darauf schwanger.

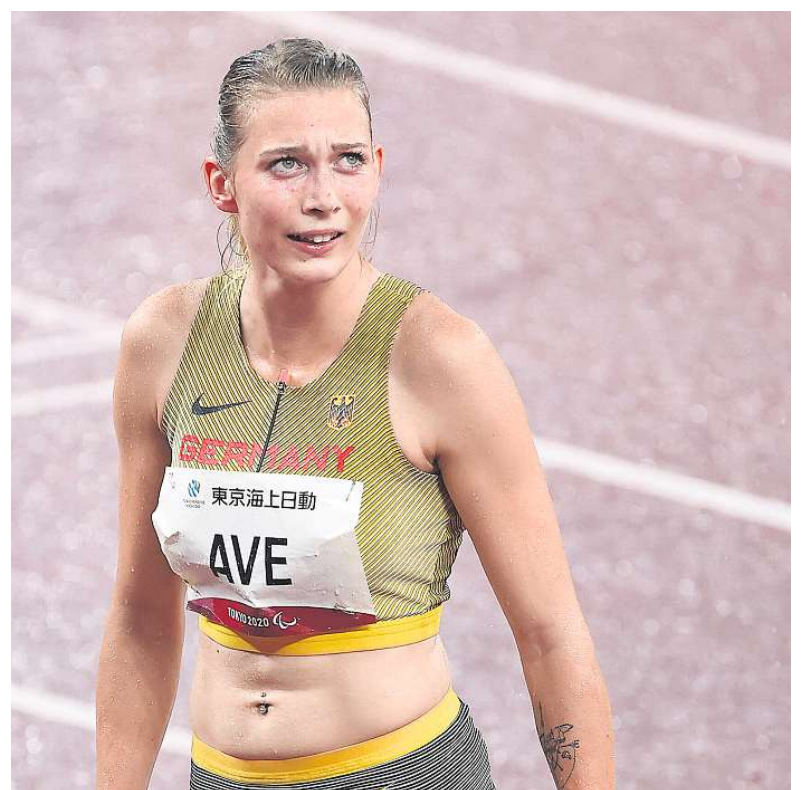
Nach den Spielen 2021 ging bei mir alles drunter und drüber. Zum ersten Mal brauchte ich die hohe Doppelbelastung aus Beruf und Sport nicht mehr, sondern konnte allein mit dem Sport meinen Lebensunterhalt verdienen. Dank meiner Erfolge in Tokio wurde ich in die Fördergruppe der Bundeswehr aufgenommen und von der Sporthilfe finanziell unterstützt. Ein Termin jagte in dieser Zeit den nächsten. Interviews, Fernsehdrehs und das Treffen des „Club der Besten“, bei dem alle olympischen und paralympischen Top-Sportler zusammenkommen, um sich während einer sportlichen Woche besser kennenzulernen. Um Weihnachten herum fuhr ich wie jedes Jahr nach Hause. Ich hatte Schmerzen im rechten Unterbauch und dachte, es wäre der Blinddarm, aber dann stellte sich heraus, dass ich schwanger war.

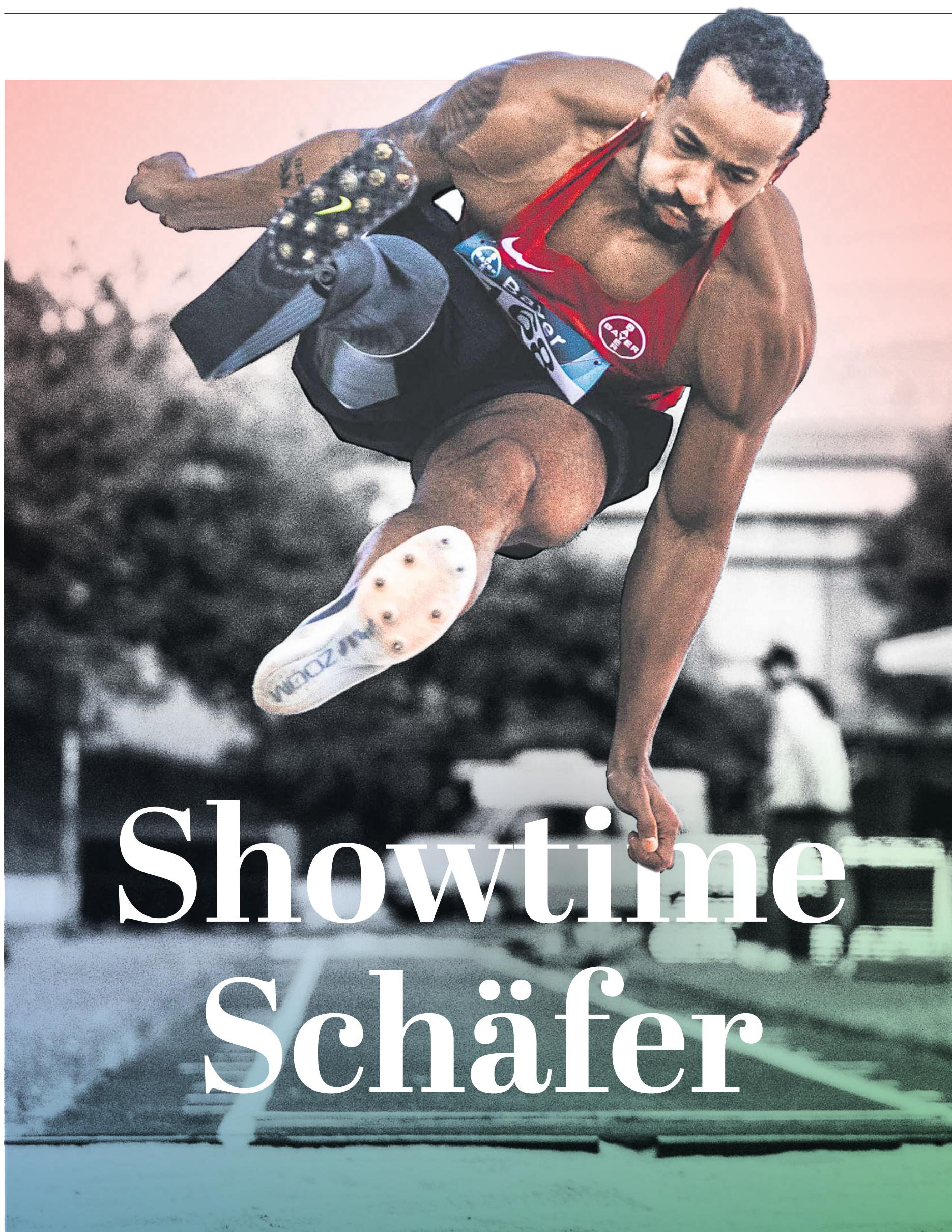
Im Januar 2022 bin ich dann noch die deutschen Meisterschaften gelaufen und habe meiner Bundestrainerin Bescheid gegeben, dass ich für den Rest des Jahres aussetzen werde. Alle glaubten daran, dass ich nach der Schwangerschaft weitermachen könnte und hielten sogar einen Start in Paris für möglich. Alle außer mir. Ich dachte anfangs, ich würde das sowieso nicht packen, aber dann habe ich zu mir gesagt: Ich ziehe das jetzt bis zu den Paralympics durch und gehe danach meinen eigenen Weg. Also habe ich bis zum sechsten Monat trainiert. Gewisse Übungen ließ ich aus oder musste sie reduzieren. Aber Laufen ging immer.

Im August 2022 wurde ich schließlich Mutter eines kleinen Jungen. Ich habe mir eingeredet, ich würde das alles schon irgendwie schaffen und gab Paris offiziell als Ziel aus. Vier Monate nach der Geburt fing ich wieder mit dem Sport an, und als mein Sohn ein halbes Jahr alt war, trainierte ich zwei Mal pro Tag. Ich hatte ein Ziel und nicht viel Zeit. Nur noch etwas über ein Jahr blieb mir, um wieder fit zu sein und die Norm für Paris zu schaffen. Es war nicht einfach – erst recht nicht, wenn man auch mal weniger trainieren muss, weil man alleinerziehende Mutter ist. Ich nehme meinen Sohn so häufig mit wie es geht, aber das funktioniert eben nicht immer.

Ich habe schon an zwei Paralympics teilgenommen, aber Paris wird ganz anders werden für mich. Zum ersten Mal werde ich die Eröffnungsfeier miterleben, weil meine Starts nicht wie sonst gleich am nächsten Tag angesetzt sind. Und ich gehe zum ersten Mal als Mutter ins Rennen. Mein zweijähriger Sohn wird zu Hause bei seiner Oma bleiben, wir werden uns drei Wochen lang nicht sehen. Ich versuche, mich in dieser Zeit so gut es geht auf den Sport zu konzentrieren – auch weil ich weiß, dass mein Kind in guten Händen ist.

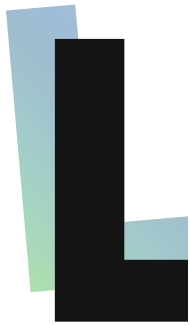
Protokoll **Monja Nagel**





Showtime Schäfer

Der dreifache Weltmeister im Weitsprung geht es oft ruhig an – und trumps am Ende groß auf. In Paris will er sich zum Paralympics-Sieger krönen – mit neuem Mindset



Nach der Amputation seines rechten Unterschenkels wollte Schäfer sofort wieder Sport treiben. Er zog von Bremen nach Leverkusen und trainiert seither bei Bayer 04.

Léon Schäfer animierte vor seinem sechsten und damit letzten Versuch im Weitsprung noch einmal das Publikum. Drei Mal haute er sich mit der flachen Hand auf die rechte Brust, dann auf die linke, nickte ein paar Mal schnell mit dem Kopf. „Ich pushe mich in so einem Moment selbst“, gab er nach dem Wettkampf einen Einblick: „Ich habe mir gesagt: ‚Okay, du bist dafür gemacht, du bist ready.‘ Irgendwie brauche ich diesen Druck.“ Dann nahm der 27-Jährige in schnellen Schritten Anlauf, die Wangen aufgeblasen, mit seiner Prothese traf er den Absprungbalken perfekt und hob ab in die Nacht. Er wusste sofort, dass diese Weite zum Sieg reichte. Schäfer streckte den rechten Zeigefinger Richtung Himmel und schaute hinterher. Zum dritten Mal in Folge hatte er im vergangenen Mai den WM-Titel gewonnen.

Die mentale Stärke ist für Léon Schäfer der essenzielle Faktor für seinen sportlichen Erfolg. „Ich denke, dass das Mentale dem Physischen sogar überwiegt“, erzählt er in einem Videotelefonat vor ein paar Wochen: „Wenn man einen Wettkampf gewinnen will, dann macht man das nicht unbedingt nur mit dem Körper.“ Um sich mental stetig weiterzuentwickeln, sind Meditation und regelmäßige Reflexion für Schäfer ausschlaggebend. Das Ziel – sich selbst besser kennenzulernen, um jedes Potenzial ausschöpfen zu können.

Auf manchen Bildern seiner Flüge könnte der Bremer auch einem Superheldenfilm entsprungen sein. Ein Modelathlet, wenn es nach dem guten Freund Schäfers und früheren Paralympics-Sieger Heinrich Popow geht: „Wenn er das T-Shirt auszieht, kann man ihn auch direkt bei den Chippendales vorne hinstellen.“ Neben diesem Spaß hält er ihn jedoch für den Athleten mit der stärksten Psyche in der Konkurrenz der einseitig über dem Knie amputierten Athleten.

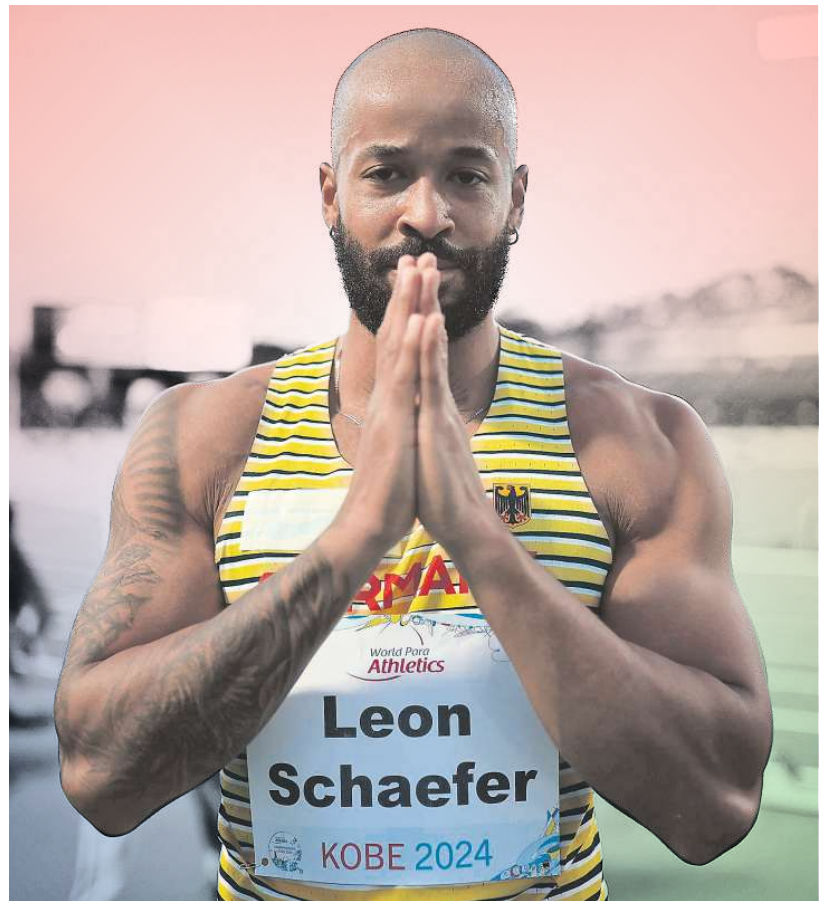
In Paris will Schäfer nun auch endlich bei den Paralympics triumphieren. Bei seinem Debüt auf der größten Bühne des Para-Sports erreichte es 2016 in Rio zu Platz vier, vor drei Jahren in Tokio gewann er – von sich selbst enttäuscht – Silber. Doch seither ging es für das Ausnahmetalent, das im vergangenen Jahr zum deutschen Para-Sportler des Jahres gewählt wurde, weiter steil nach oben. Er dominierte sein Starterfeld und hielt lange mit zuletzt 7,25 Metern den Weltrekord. Erst vor wenigen Wochen übertraf ihn einer seiner aktuell ärgsten Widersacher, der Niederländer Joel de Jong, dem mit 7,67 Metern vielleicht ein Satz für die Ewigkeit gelang. Doch in Paris werden all die Rekorde erst einmal nichts bedeuten.

Im Alter von 13 Jahren musste Schäfer nach einer Knochenkrebskrankung der rechte Unterschenkel mitsamt Knie amputiert werden. Bis dahin hatte er es im Fußball bis in die Bremen-Auswahl geschafft. Nach der Amputation entdeckte er einen Flyer über die Behindertensportabteilung von Bayer Leverkusen. Sein Interesse war geweckt, sodass er sich kurz darauf wünschte, einen Para-Leichtathleten zu treffen.

Es kam zur Begegnung mit Markus Rehm. Der damals 22 Jahre alte Weitspringer stand zu diesem Zeitpunkt gerade an der Schwelle zu seiner großen Karriere – in Paris könnte er bei den Paralympics seine vierte Goldmedaille in Folge gewinnen. Zu sehen, was Rehm alles mit seiner Prothese kann, zeigte Schäfer damals, wo es für ihn selbst hingehen sollte. Etwas anderes kam für ihn nun nicht mehr infrage. „Also in erster Linie wollte ich einfach wieder laufen, schnell laufen“, sagt er.

Schäfer entschied sich für eine Karriere als Sportler und zog dafür vor bald zehn Jahren nach Leverkusen. Bis heute gewann er bei Weltmeisterschaften mehrere Titel im Weitsprung und im Sprint über die 100 Meter. „Wenn er etwas macht, dann zu 100 Prozent“, sagt Popow: „Er lebt einfach den Gedanken des Leistungssports.“ Auch wenn es wie neulich in Japan – oder auch bei der vorigen WM 2023 in Paris – eben erst im sechsten Versuch zum Sieg reichen soll. Ein sich wiederholendes Merkmal des Sportlers.

Schäfer gesteht sich selbst ein, dass er den Druck des Wettkampfes meist erst mit dem letzten Sprung wirklich für sich nutzen kann. „Ich brauche ein bisschen, um reinzukommen. Und dann merke ich, dass ich jetzt mal einen Gang hochschalten muss.“ Er versucht, die Herausforderungen eines Wettkampfes mit Ruhe und Entspannung anzugehen: „Ich konzentriere mich nur auf das, was für mich wichtig ist.“ Für Popow stehe Schäfer sinnbildlich für das Sprichwort „In der Ruhe liegt die Kraft“.



Schäfer begegnet Herausforderungen mit innerer Ruhe. Seine beiden vergangenen WM-Titel gewann er mit dem letzten von sechs Sprüngen.

”

Ich konzentriere mich nur auf das, was für mich wichtig ist.

Léon Schäfer

Auch dessen langjähriger Freund und Trainingspartner Tom Malutedi, mit dem Schäfer 2017 in der Staffel über 4x100 Meter den WM-Titel feierte, beschreibt ihn als ein Fels in der Brandung. „Selbstbewusst und charakterstark“, sagt Malutedi: „Er meistert alles, als wäre es nichts.“ Er bezeichnet Schäfer als eine Art Bruder, der ihn inspiriert. Und vielleicht ist es ja genau das, glaubt Popow: „Léon fasziniert die Menschen und gibt der ganzen Thematik Behinderung und dem Para-Sport eine Leichtigkeit.“ Für ihn ist sein Freund die nächste Stufe in der Para-Leichtathletik.

Schon länger gilt Léon Schäfer als der deutsche Para-Sportler mit dem vielleicht höchsten Starpotenzial. Er betritt die Wettkampfarenen meist mit Sonnenbrille und Kopftuch, entfacht das Publikum. Sein Style und die vielen Tattoos werden in den Medien zum Thema gemacht. Momen-

tan ist er in einer Kampagne des US-amerikanischen Sportartikelherstellers Nike zu sehen. Mit anderen deutschen Sportlern wie Fußballer Leroy Sané, Boxerin Zeina Nassar oder Basketballer Moritz Wagner wird er darin – zum Soundtrack von David Bowies „Helden“ – zur gesellschaftlichen Inspiration stilisiert. Auf der Homepage zu dem Werbeclip steht im Begleittext über Schäfer: „Er sprintet und springt kontinuierlich aufs Podium. Aber was ihn eigentlich antreibt, ist der Wille, andere zu inspirieren, niemals aufzugeben – ganz egal, was das Leben so mit sich bringt.“

Schäfer setzt dabei auf persönliches Wachstum. Ihm ist bewusst, was er alles für seinen sportlichen Traum und seine Erfolge gegeben hat. Und bleibt trotzdem bodenständig. „Uns könnte es immer schlimmer gehen“, sagt er und führt seinen Gedanken fort: „Es gibt viele Menschen, die sofort das Leben mit einem tauschen würden.“ Für ihn sei wichtig, verschiedene Perspektiven einnehmen und verstehen zu können – und dadurch mit einem optimistischen Blick durch die Welt zu gehen. „Sachen, die passieren, passieren erstmal nur“, sagt er: „Wir selbst geben den Dingen ihren Wert, es hat einfach viel mit Perspektive zu tun.“

Was das für seine Ziele in Paris bedeutet, wo er im Weitsprung und über 100 Meter antritt? Schäfer war schon einmal als Deutschlands Goldhoffnung zu den Paralympics gereist und konnte sich über den Gewinn der Silbermedaille dann kaum freuen. Seit den Spielen in Tokio habe er gelernt, sich nur darauf zu fokussieren, worauf er auch Einfluss habe: „Und Sachen, die ich nicht beeinflussen kann, die lasse ich im besten Fall auch gar nicht an mich heran.“ In Paris wolle er einfach seine bestmögliche Leistung zeigen, die an dem Tag drin sei – „und wenn dann Gold dabei rauskommt, ist es doch umso schöner“. Neues Mindset, nennt er das. „Damals war ich mental noch nicht ready für das“, sagt Léon Schäfer und fügt an: „Zumindest nicht so ready wie jetzt.“



Anna von Gymnich war vor dem Interview mit Schäfer nervös. Seine ruhige Art übertrug sich auf sie und es kam zu einem langen Gespräch.



Erst der Krieg, dann der Sport

Nach dem russischen Angriff haben viele Sportler die Ukraine verlassen. Einer der erfolgreichsten ist geblieben – und bringt Kindern heute Schwimmen bei



”

Manchmal bin ich erstaunt darüber, dass wir es schaffen, uns mit Sportlern aus Ländern zu messen, in denen die Menschen ohne Sorge vor Bomben leben, ohne Tränen, ohne Angst, ohne Stress.

Valerii Sushkevich
Präsident des Ukrainischen
Paralympischen Komitees
in der „Times“

Valerii Sushkevich nimmt sich viel Zeit für die Geschichte und lässt sie von seiner Dolmetscherin übersetzen – trotz guter Englischkenntnisse. Es geht um den Sitzvolleyballspieler Dmytro Melnyk aus dem Nationalteam der Ukraine, an den sich der Präsident des Nationalen Komitees in einem Videotelefonat Mitte Juli erinnert. Nach dem Angriff Russlands vor über zweieinhalb Jahren habe es der Para-Sportler nicht ausgehalten, dem Krieg tatenlos zuzusehen. Melnyk wollte an die Front, obwohl Menschen mit Beeinträchtigungen nicht eingezogen werden. Er meldete sich trotzdem beim Militär an – und ließ sich für sein Humpeln Ausreden einfallen. Seine Schuhe seien zu eng, soll er seinen Kameraden laut Sushkevich erzählt haben.

Rund 3000 ukrainische Spitzensportler sind nach Angaben des Sportministeriums in Kiew seit Kriegsbeginn zur Armee gegangen. 460 von ihnen sind gefallen. Es ist nicht bekannt, wie viele Para-Sportler sich insgesamt unter den Soldaten befinden.

Dmytro Melnyk tauschte bald wieder die Waffe gegen den Volleyball ein. Er trat aus dem Militär aus, weil sein Team noch um die Qualifikation für die Paralympics kämpfte und um seine Unterstützung bat. Neben ihm wird in Paris mit Jewgeni Korinets noch ein zweiter Veteran im Sitzvolleyball dabei sein. Er kämpfte in der Nähe von Bahmut und verlor ein Bein. Gemeinsam werden sie nun in Paris auf dem Sportfeld die Farben der Ukraine tragen. 140 Sportlerinnen und Sportler, die in 17 Sportarten konkurrieren, schickt das Land, das auf eine äußerst medaillenreiche Zeit in seiner Paralympics-Geschichte blickt.

Nach ihrem Debüt 1996 stieg die Ukraine bald zu einer der erfolgreichsten Nationen auf. Bei den vergangenen zehn Paralympics reichte es im Medaillenspiegel jeweils für einen Platz unter den besten sechs – was auf den ersten Blick überraschend erscheint. Vor dem Krieg zählte die Ukraine zu einem der ärmsten Staaten Europas und wurde von der UN als ein schwieriges Zuhause für Menschen mit Behinderungen beschrieben. Doch im Sport können sie es zu etwas bringen.

Denjenigen, die sich durchsetzen, ist es möglich, mit ihren Erfolgen den Lebensunterhalt zu bestreiten. Die vielversprechenden Para-Sportler erhalten ein staatliches Gehalt und Preisgeld. „Ich hatte keine Wohnung. Ich hatte kein Gehalt. Ich hatte keine gute Rente“, sagte die paralympische Goldmedaillengewinnerin im Para-Gewichtheben, Lidiya Soloviyova, der „New York Times“. „Aber jetzt, dank des Sports, habe ich all diese Dinge.“ Hinter den vielen Medaillen von Team Ukraine steckt eine hochprofessionelle Struktur, die sich auf das ganze Land verteilt.

An Training ist vielerorts nicht zu denken

Es war Valerii Sushkevich selbst, der während seiner Studienzzeit einen der ersten Behindertensportvereine der damaligen Sowjetunion gründete. Es sollte der Grundstein sein für das heutige Programm unter dem Namen „Invasport“. 25 Regionalzentren bieten Menschen mit Behinderungen Rehabilitations- und Trainingsmöglichkeiten. Hinzu kommen 27 Sportschulen für Kinder mit Behinderungen, um diese bereits früh in das paralympische System zu integrieren. Auch personell ist die paralympische Bewegung in der Ukraine bestens ausgestattet. Ein großes Team aus Managern, Ärzten sowie Trainern kümmert sich um die Belange der Athletinnen und Athleten und bietet ihnen ein professionelles Umfeld.

Der Sport habe sehr viele Wunder in seinem Leben bewirkt, erzählt Sushkevich. Der 70-Jährige erkrankte im Alter von drei Jahren an Polio und lebt seitdem mit Funktionsstörungen der Gliedmaßen. Sein Vater brachte ihn bereits früh zum Sport, um seine motorischen Fähigkeiten zu fördern. Es reichte sogar zu einem Paralympics-Sieg für die Sowjetunion. Bis heute ist er stolz auf die Entwicklung von Invasport, Sushkevich ist die entscheidende Person hinter der Erfolgsgeschichte seines Landes bei den Paralympics. „Es ist ein Wunder und beweist, dass ein Wille alles möglich machen kann“, sagt er.

Doch seit dem russischen Angriff auf die Ukraine unmittelbar vor den Winter-Paralympics 2022, bei denen die Ukraine noch die zweitmeisten Medaillen gewann, sieht sich auch das Para-Sport-System mit großen Herausforderungen konfrontiert. In den ersten Monaten nach Beginn des Krieges kam der paralympische Sport laut Sushkevich zum Erliegen. Während der russischen Annexion der Halbinsel Krim im Jahr 2014 hatte Invasport bereits sein Haupttrainingscenter verloren. „Dieses Zentrum war meines Erachtens das beste der Welt und die Quelle für die Leistungen unserer Sportler“, sagt Sushkevich. Putin habe es ihnen genommen. Hinzu kamen bis heute viele weitere zerstörte Sportstätten. An Training ist vielerorts nicht zu denken.

In Charkiw fehlt es an allem

Der erfolgreichste Athlet der vergangenen Sommerspiele in Tokio etwa hat sein Training schon lange eingestellt. „Dazu bin ich seit dem Krieg einfach nicht in der Stimmung“, sagt der ukrainische Para-Schwimmer Maksym Krypak, der aus Japan fünf Goldmedaillen und jeweils einmal Silber und Bronze mit nach Hause gebracht hatte. Die Schwimmhalle betritt er nur noch, um Kindern in seiner Heimatstadt Charkiw das Schwimmen beizubringen. „Leider kommen nicht mehr besonders viele Kinder zum Training. Ihre Eltern sind zu besorgt“, sagt er. In Paris wird er nicht an den Start gehen.

Der 29-Jährige lebt trotz des Krieges weiterhin in Charkiw – obwohl es der Stadt an allem mangle, erzählt Krypak in einem Videotelefonat im Juli. Hygieneartikel, Decken, Kissen, Kleidung. Der Strom fiel oft für mehrere Stunden am Stück aus. Heute kümmere er sich selbst vorrangig um die Akquise der Hilfsgüter für die verbliebenen Menschen in seiner Heimatstadt. Auch in dem Rehazentrum, das er 2002 gründete, um Menschen mit Behinderungen eine Rückkehr ins Leben zu ermöglichen, hilft er bis heute aus.

„Ich musste mein Leben durch den Krieg zwangsläufig verändern. Dabei haben sich auch meine Prioritäten verschoben“, sagt er. An seiner Entscheidung gegen den Leistungssport konnten auch Umstimmungsversuche seines Verbandes nichts ändern. Obwohl ihn die jetzige Tätigkeit erfüllen würde, vermisst der Ukrainer das Schwimmen. Nach Kriegsende möchte er zum Sport zurückkehren.

Andere Para-Athletinnen und Athleten halten trotz des Krieges an ihren paralympischen Träumen fest. Wie viele von ihnen noch in der Ukraine trainieren, kann Valerii Sushkevich nicht sagen. „Die Zahl ändert sich täglich. Einige gehen, andere kommen zurück“, sagt er. Viele von denen, die gegangen sind, seien von europäischen Ländern aufgenommen worden. Einige gingen nach Kanada.

Rückkehr nach den Spielen

Auch Deutschland hat Para-Sportlerinnen und Sportler aus der Ukraine aufgenommen. Einer von ihnen ist Artem Manko. Der Rollstuhlfechter verließ sein Land kurz nach dem Ausbruch des Krieges und trainiert heute beim SV Böblingen. Auf Initiative des Bundestrainers unterstützte der deutsche Rollstuhlfechter Maurice Schmidt die Aktion. „Die Bilder aus der Ukraine haben mich total mitgenommen. Insbesondere, weil ich selbst vor einiger Zeit in einem Trainingslager in Odessa war und viele Fechter durch Wettkämpfe persönlich kannte“, sagt der 25-Jährige. In Artem Manko fand er einen Trainingspartner auf seinem Niveau. Beide werden in Paris dabei sein.

Für Manko war neben der Sicherheit auch der weitere sportliche Werdegang der Grund, weshalb er die Ukraine verließ. Es sei

ihm nicht leicht gefallen, erzählt er in einem Videotelefonat im Juli. Nicht jeder könne seine Entscheidung nachvollziehen. Manche Menschen in der Ukraine würden auf Menschen wie ihn herabschauen. Sie würden nicht die ganze Geschichte sehen, sondern nur einen jungen Mann, erzählt Manko. Dass er aufgrund seiner Behinderung nicht im Krieg kämpfe, werde dabei oft übersehen. Auch wenn es ihn verletzt, versucht der 26-Jährige solche Kommentare nicht an sich heranzulassen und sich stattdessen auf das Training zu konzentrieren. Nach den Paralympics plant er, zurück in seine Heimat zu gehen – sofern die Sicherheitslage es zulässt.

Dass in Paris auch russische Sportler an den Start gehen, kritisiert der Rollstuhlfechter massiv. „Jeder weiß, dass die weiße Flagge für Russland steht. Es gibt keine Entschuldigung für das Internationale Paralympische Komitee, russische Sportler zuzulassen“, stellt der Silbermedaillengewinner von den Spielen in Tokio klar und kündigt an: „Wir werden den Russen das Spielfeld nicht überlassen – sondern ihnen das geben, was sie verdienen.“

Russische Sportler werden in Paris in der Leichtathletik, im Schwimmen, Tischtennis, Triathlon und Taekwondo starten. Ein direktes Duell bleibt Manko also erspart. Auf den obligatorischen Handschlag hätte er bei einem Aufeinandertreffen aber ohnehin verzichtet, was im Fecht sport ohne Strafe möglich ist. Erst kürzlich war es bei der WM um die Ukrainerin Olha Charlan zum Eklat gekommen. Sie hatte einer Russin den Handschlag nach dem Kampf verwehrt – und wurde daraufhin disqualifiziert. Der Fall sorgte für großes Aufsehen, am Ende änderte der Weltverband seine Regularien. Charlan hatte zuvor in einem Video gefordert: „Die Regeln müssen sich ändern, weil sich die Welt ändert.“



Helen Päßler verfolgte den russischen Angriffskrieg gegen die Ukraine in den Nachrichten. Für diesen Text stand sie dann plötzlich selbst in Kontakt zu Menschen in Kiew und Charkiw.



”

Ich musste mein Leben durch den Krieg zwangsläufig ändern.

Maksym Krypak

Ukrainischer Schwimmer und erfolgreichster Athlet in Tokio

ANZEIGE

„Nach meinem Unfall hab ich nur gedacht:
Du musst jetzt Kette machen. Jeden Tag Gewichte gestemmt. Alles rausgelassen. **Auf dem Eis mein Leben,** die ganze Welt. Voller Energie. **Für das Team, für uns.“**

Jacob Wolff. Zimmermann, Vater, Para-Eishockey-Meister



Jacobs Geschichte und mehr
über die berufliche und soziale
Rehabilitation der BG BAU:
www.bgbau.de/jacobs-geschichte

Ich und die BG BAU.

Zusammen seit 2006.

BG BAU

„Wir wären wohl auf die Sonderschule gekommen“

Was den Schutz vor Diskriminierung und die Teilhabe von Menschen mit Beeinträchtigungen angeht, sehen Ferda Ataman & Jürgen Dusel weiter großen Handlungsbedarf in Deutschland



Herr Dusel, Sie haben von Geburt an eine starke Sehbeeinträchtigung. Liegt darin ein Vorteil für Ihre Tätigkeit als Behindertenbeauftragter?

Dusel: Ja, viele Menschen ohne Behinderungen haben gar kein richtiges Bild von Menschen mit Behinderungen. Selbst betroffen zu sein, macht einen da gewissermaßen zum Experten in eigener Sache. Man erfährt bestimmte Dinge, die andere vielleicht nicht erfahren. Das bedeutet aber nicht, dass ich allein durch meine Sehbeeinträchtigung das ganze Spektrum der Menschen mit Behinderungen repräsentiere.

Frau Ataman, Sie haben als Leiterin der Antidiskriminierungsstelle viel mit den Erfahrungen von Menschen mit Behinderungen zu tun. Wie sind Sie da quasi „zur Expertin in fremder Sache“ geworden?

Ataman: Ich finde, das ist nicht nur eine Frage von eigener Betroffenheit. Es ist auch vielmehr eine Frage des Interesses und der Bereitschaft, inklusiv zu denken. Das kann sich jeder und jede aneignen, wenn er oder sie möchte (Die in diesem Interview verwendeten Personenbezeichnungen richten sich an Menschen aller Geschlechtsidentitäten, Anm. d. R.). Die Antidiskriminierungsstelle beschäftigt sich seit 18 Jahren mit dem Thema Diskriminierungsschutz. Ich habe Kollegen und Kolleginnen, die schon viel Forschung dazu betrieben haben und mir viel beigebracht haben.

In einem Satz: Wie würden Sie ihre Tätigkeit beschreiben?

Ataman: Ich bin Anwältin der Menschen, die von Diskriminierung betroffen sind. Das ist mein Job. Und das ist ein toller Job.

Dusel: Bei mir geht es darum, darauf hinzuwirken, dass der Bund seiner Verpflichtung nachkommt, für gleichwertige Lebensverhältnisse von Menschen mit und ohne Behinderungen zu sorgen. Und das ist auch ein toller Job.

Wo fängt Diskriminierung an?

Ataman: Im Allgemeinen Gleichbehandlungsgesetz fängt Diskriminierung da an, wo Menschen aufgrund von sechs Merkmalen Teilhabe verwehrt wird oder wo sie aufgrund dieser Merkmale schlechter behandelt werden: Alter, Behinderung, Geschlecht, sexuelle Identität, Religion und Weltanschauung. Darüber hinaus stehen im Gesetz noch „Rasse und ethnische Herkunft“. Es gibt zudem Menschen, die aufgrund ihres sozialen Status schlecht behandelt werden. Und dann gibt es auch Fälle, bei denen viele verschiedene Merkmale zusammenkommen. Etwa wenn jemand pauschal wegen einer Behinderung ausgeschlossen wird, der oder die auch Sozialleistungen empfängt.

Wie ist es mit Diskriminierungen im Alltag?

Ataman: Wenn man zu jemandem ungerecht oder unhöflich ist, dann ist das nicht sofort Diskriminierung im rechtlichen Sinne. Diskriminierung ist, wenn Menschen aufgrund von Gruppenzugehörigkeiten schlecht behandelt werden. Und das passiert überall, auch im Alltag.

Dusel: Wir haben teilweise noch immer eine Sprache, die das begünstigt. Wie oft hört man: „Das ist ja voll behindert!“. Oder: „Wie behindert ist das denn?“ Und zwar nicht nur auf Schulhöfen. Da muss man gegenhalten! Schreckliche Taten werden auch durch die Sprache vorbereitet. Das haben wir alles schon mal gehabt.

In Deutschland gibt es 13 Millionen Menschen mit Beeinträchtigungen. Rund zehn Millionen Menschen sind von Diskriminierung betroffen. Wie viel Macht haben Sie in Ihrem Job?

Dusel: Das kommt darauf an, wie Sie Macht definieren. Ich kann niemanden anweisen. Aber aufgrund der gesetzlichen Regularien muss ich bei allen Gesetzen, Verordnungen und wichtigen Vorhaben der Bundesregierung beteiligt werden. Da bringen wir unsere Expertise als Team ein und damit lassen sich Dinge verändern – aber eher „in the long run“. Manchmal wünsche ich mir da schon mehr Durchgriffsrechte.



Ein Gefühl der Ohnmacht?

Dusel: Nein, Ohnmacht erlebe ich in meinem Job eigentlich nicht. Es reizt eher meinen sportlichen Ehrgeiz, wenn ich das Gefühl habe, dass andere Kolleginnen und Kollegen aus der Politik bestimmte Dinge noch nicht verstanden haben oder aus meiner Sicht eine falsche Priorität setzen.

Ataman: Das würde ich teilen. Ich glaube, wir beide wünschen uns, dass die Themen Diskriminierung und Diskriminierungsschutz die Aufmerksamkeit und die Priorität erhalten, die ihnen gebühren. Unsere Daten schützen wir hier in Deutschland besser als unsere Menschen vor Diskriminierung. Das Thema Barrierefreiheit zum Beispiel wird oft wie ein Charity-Thema behandelt – es ist aber ein Grundrecht! Alle Menschen haben das Recht auf Teilhabe.

Dusel: Wir waren hier in Deutschland immer besonders gut im Separieren von Gruppen. Und wir erleben bis heute ganz oft, dass Menschen mit Beeinträchtigungen eher defizitär wahrgenommen werden. Da herrschen Stereotype, nach dem Motto: Leben alle im Heim, gehen alle in die Werkstatt, bekommen alle Sozialhilfe. Das ist so grotesk falsch, dass mir das richtig wehtut! Da müsste doch endlich mal der Groschen gefallen sein.

Wie gehen Sie mit solchem Frust um?

Dusel: Manchmal setze ich mich zu Hause ans Klavier und spiele Jazz. Oder ich gehe produktiv damit um und rede mit Leuten, die mit mir etwas bewegen wollen.

Ataman: Ich sehe es als meinen Job an, die Frustration da zu lassen, wo sie hingehört – nämlich bei den Entscheidungsträgern und Entscheidungsträgerinnen. Sie immer wieder daraufhinzuweisen, dass mehr passieren muss.

Und wenn nichts geschieht?

Ataman: Dann ist das wirklich ärgerlich. Aber das heißt nicht, dass ich deswegen in den Wald gehe und schreie. Ich gehe in den Bundestag und zu den Ministerien und schreibe Briefe und bleibe dran. Das hilft auch ein bisschen gegen den Frust.

Was hat Sie zuletzt so richtig frustriert?

Dusel: Es gibt zwei Dinge, die mich besonders stören. Das eine ist der Umgang mit der europäischen Antidiskriminierungsrichtlinie. Es steht gerade uns Deutschen mit unserer Vergangenheit überhaupt nicht gut zu Gesicht, hier Blockadepolitik zu betreiben. Das Zweite ist die Novellierung eines Gesetzes, auf die viele Menschen mit Behinderungen schon lange zu Recht warten: die Novelle des Behindertengleichstellungsgesetzes. Damit sollen auch private Anbieter von Produkten und Dienstleistungen zur Barrierefreiheit verpflichtet werden: Arztpraxen, Restaurantbetreiber, Kinobetreiber usw. Auch da hat die Bundesregierung bisher nicht geliefert.

Ataman: Ganz ähnlich geht es mir beim Allgemeinen Gleichbehandlungsgesetz, das merkmalsübergreifend vor Diskriminierung schützen soll und bei uns im europäischen Vergleich eines der schwächsten Gesetze ist. Im Koalitionsvertrag steht, dass es reformiert werden soll – doch da kommt und kommt einfach nichts.

Wenn Sie dem Diskriminierungsschutz in Deutschland eine Schulnote geben müssten ...

Ataman: Ich würde uns eine Vier minus geben.

Und die Note für Barrierefreiheit, Herr Dusel?

Dusel: Wir haben ja gerade erst den Bericht der Vereinten Nationen über die Umsetzung der UN-Behindertenrechtskonvention erhalten – da war Deutschland so knapp vor versetzungsgefährdet. Wenn Sie zum Beispiel als Mensch mit Beeinträchtigung ihre freie Arztwahl praktizieren wollen und feststellen, dass rund 75 Prozent der Praxen in Deutschland nicht barrierefrei sind, ist das eigentlich schon mangelhaft. Ich kann gerne noch konkreter werden...

Nur zu.

Dusel: Hubertus Heil (Bundesminister für Arbeit und Soziales, Anm.d.R.) hat gerade der Stadt München einen Inklusionspreis übergeben, weil im dortigen Gesundheitsamt barrierefreie Räumlichkeiten geschaffen wurden, damit Frauen im Rollstuhl eine barrierefreie gynäkologische Versorgung bekommen können. Sowohl in der Stadt München als auch im Umfeld hatte es zuvor offenbar keine einzige gynäkologische Praxis gegeben, die eine solche Versorgung ermöglicht. Das ist der Zustand, über den wir reden – und da verliere ich jegliches Verständnis.

”
Es braucht klare Gesetze. Wir können nicht davon ausgehen, dass immer alle nett zueinander sind.

Ferda Ataman, 44, ist Unabhängige Bundesbeauftragte für Antidiskriminierung und Leiterin der Antidiskriminierungsstelle des Bundes. Zuvor war sie publizistisch tätig.



Schauen Sie mal so, wie sich für Sie der Zustand der Gleichberechtigung in Deutschland anfühlt, sagt die Fotografin. Er komme sich hier ja vor wie bei einem Filmdreh, antwortet Dusel. Was drehen wir denn dann gerade, fragt Ataman. Darauf Dusel: Mission Impossible?

”
Ich habe den Eindruck, dass manche denken: Mensch, läuft doch eigentlich ganz gut.

Jürgen Dusel, 59, ist der Beauftragte der Bundesregierung für die Belange von Menschen mit Beeinträchtigungen. Er ist von Geburt an stark sehbehindert.

Ataman: Was Antidiskriminierung und Barrierefreiheit angeht, werden wir immer wieder von internationalen Institutionen – von UN bis EU – kritisiert. Wir stehen da gar nicht gut da.

Dusel: Es gibt aber offensichtlich – in manchen Bereichen zumindest – von politisch Verantwortlichen eine ganz andere Sichtweise. Ich habe den Eindruck, dass manche denken: Mensch, läuft doch eigentlich ganz gut.

Wer denkt das?

Dusel: Wir haben im Koalitionsvertrag wirklich eine Menge aufgeschrieben. Also nicht wir, sondern die Koalitionäre. Gerade was das Thema Menschen mit Behinderungen betrifft, ist dies der erste Koalitionsvertrag, der das Themenfeld Inklusion übergreifend beschreibt und nicht nur im Sozialressort verortet. Das ist ein Riesenfortschritt. Aber es ist bis jetzt nicht viel passiert. Natürlich gab es besondere Herausforderungen für diese Regierung, das wissen wir alle. Aber wir haben 2024 – und jetzt muss was passieren.

Wie lässt sich das ändern?

Dusel: Es braucht mehr Begegnungen. Stichwort: gemeinsames Lernen, gemeinsames Großwerden, gemeinsame Aktivitäten in Unternehmen. Das würde dazu führen, dass sich vielleicht Menschen ohne Behinderungen kritisch hinterfragen. Aber da haben wir ja auch schon einige Fortschritte gemacht, wenn man mal etwas weiter zurückblickt. Es gab da ja auch kleine Erfolge...

Ataman: ...ohne die wir beide in den 80er-Jahren wohl auf eine Sonderschule gekommen wären. Früher waren es die Kinder mit Migrationshintergrund und Behinderungen, die per se abgesondert wurden. Wir haben also auch Fortschritte gemacht. Aber erst nach internationalem Druck.

Und heute?

Ataman: Aktuell sehe ich vor allem zwei Formen von Diskriminierung. Zum einen gibt es eine strukturelle Diskriminierung, die darauf beruht, dass wir einen defizitären Blick auf eine bestimmte Gruppe von Menschen haben. Beispielsweise werden sehr, sehr viele Menschen mit Beeinträchtigungen gar nicht erst eingestellt, weil man davon ausgeht, dass man dann mehr Arbeit mit ihnen hat. Dagegen müssen wir ganz konkret mit einem guten Diskriminierungsschutz vorgehen. Zum anderen wissen wir aus unserer Beratung, dass Diskriminierung härter und offener geäußert wird. Betroffenen wird ins Gesicht gesagt: „Leute wie dich können wir hier nicht gebrauchen!“ Solche Beispiele der Verrohung nehmen gerade zu.

Woran liegt das?

Ataman: Ein Punkt ist sicherlich, dass Menschen sich durch die hohen Zustimmungswerte für Rechts-extreme legitimiert fühlen, sich menschenverachtend gegenüber Gruppen zu äußern.

Dusel: Ja, das glaube ich auch. Es gibt keine Grenzen mehr. Wir haben vor einigen Monaten in Mönchengladbach die Situation gehabt, dass eine Einrichtung der Lebenshilfe mit Steinen angegriffen wurde, auf denen stand „Euthanasie ist die Lösung“. Das war ein Terroranschlag! Man wollte dort gezielt Angst säen. Deswegen war es auch so wichtig, dass viele hunderte Leute dagegen aufgestanden sind.

Gibt es bei Menschen mit Beeinträchtigungen eine andere Angst vor dem Erstarken der Rechts-extremen?

Dusel: Es entsteht Angst, wenn bestimmte Ideologien zum Tragen kommen und Leute darüber sprechen, dass Menschen mit Behinderungen eine Belastung darstellen. Die Sorge und die Fassungslosigkeit über manche Aussagen haben zugenommen.

Wie geht es Ihnen persönlich damit?

Dusel: Persönlich erlebe ich keine direkten Anfeindungen. Zumindest nicht bewusst. Aber ich weiß auch nicht, was in allen Briefen steht, die hier ankommen. Was ich bei mir merke: Ich werde trotziger. Und ich werde deutlicher. Wir dürfen jetzt nicht wie der Hase auf die Schlange starren. 2018 habe ich meiner Amtszeit das Motto „Demokratie braucht Inklusion“ gegeben. Ich hätte damals nicht geglaubt, dass das noch so relevant werden würde. Aber ich habe richtig Lust, was dagegen zu tun.

Eine Welt ohne Diskriminierung – ist das möglich?

Ataman: Nein. Wo Menschen aufeinanderprallen, gibt es immer Ungleichbehandlungen. In jeder Familie geht es mal ungerecht zu. Das ist ein Stück weit normal und oft auch nicht böse gemeint. Deswegen muss man auch davon wegkommen, so zu tun, als gäbe es die Möglichkeit, dass alle immer nur lieb zueinander sind. Umso wichtiger ist es, dass wir Regeln schaffen. Im Idealfall haben wir eine Gesellschaft, in der Menschen, die diskriminieren, nicht einfach so davonkommen – das ist unser Ziel.

Dusel: Das kann ich so unterschreiben. Es wird auch keine hundertprozentige Barrierefreiheit geben. Es geht darum, sich dem anzunähern. Und zwar nicht, weil wir nette Menschen sind, sondern weil es hier um Bürgerinnen und Bürger unseres Landes geht, die die gleichen Rechte haben wie alle anderen auch. Deshalb reicht es nicht, wenn Politiker nur Sonntagsreden halten und nichts weiter passiert.

Interview **Ann-Kathrin Hipp, Helen Päßler und Benjamin Apitius**
Fotos **Marie Stagat**

Während Corona gab es die berühmten Kondome nur als Souvenir.
In Paris ist nun alles beim Alten – aber was heißt das eigentlich?

Dorf d'Amour



„Fast wie ein Volksfest“, beschreibt die ehemalige Para-Schwimmerin Kirsten Bruhn das Athletendorf bei den Paralympics. Die Freizeitangebote für die Sportlerinnen und Sportler reichen von Kosmetikeinrichtungen, wie Friseur und Nagelstudio, bis zu Spielautomaten, Karussells und Bars. Es gibt Merchandise-Shops, Public Viewings und Autohäuser von Sponsoren. „Das war schon exorbitant“, findet Bruhn, die auf insgesamt drei Paralympics-Teilnahmen zurückblickt.

Nachdem die beiden vergangenen Paralympics von der Corona-Pandemie geprägt waren – Kontaktbeschränkungen, Masken, Desinfektion – kehrt in Paris wieder Gewohnheit ein. Und somit auch die berühmtberühmten Kondome, die während der letzten Spiele erst am Ende als Souvenir verteilt wurden, nun aber wieder bei den Olympischen Spielen und Paralympics zu hunderten Tausenden im Dorf verteilt werden und ausliegen.

Die über 4000 Sportler, die im Dorf im Norden von Paris zusammenleben werden, können sich also freuen auf alte Rituale, alte Ausgelassenheit – und so manche neue Bekanntschaft. Viele von den Athletinnen und Athleten kennen ihre internationale Konkurrenz bereits, oftmals sogar besser als die Teilnehmer anderer Sportarten aus ihrer eigenen Nation. Es sind dabei sogar nachhaltige Freundschaften entstanden, in denen man sich auch gegenseitig besucht, erzählt Bruhn.

Auch der ehemalige Speerwerfer Mathias Mester, Silbermedaillengewinner bei den Paralympics 2008, kennt die Vorfreude auf das Wiedersehen bei dem Großevent: „Man geht aufeinander zu, verbringt Zeit, da hat man einfach Bock drauf.“ Mit anderen, die man nicht so mag, pflegt man eben ein neutrales Miteinander: „Man sagt Hallo und Tschüss oder wechselt mal ein paar Worte.“

Natürlich gehe es bei den Paralympics um Gemeinschaft und Miteinander, aber in erster Linie sei man natürlich dort, um zu zeigen, wofür man trainiert hat – da möchte sich nicht jeder ablenken lassen. „Übergreifende Kommunikation wird trotzdem gepflegt“, erzählt Karl Quade, der seit 28 Jahren Teambetreuer der Deutschen ist. In den Unterkünften solle die Kontaktfreudigkeit jedoch begrenzter sein – dass einige Kandidatinnen und Kandidaten hin und wieder in fremden Häusern verschwinden, ist jedoch kein Geheimnis mehr.

2004 in Athen wurde Quade mal wegen einer deutschen Athletin von der Delegation der Amerikaner einbestellt. „Deren Chef de Mission sagte mir, dass ich unserer Sportlerinnen doch bitten sagen solle, nicht immer zu denen ins Haus zu kommen“, erinnert sich Quade und lacht. Heute sind die ehemaligen Para-Leichtathleten Katrin und Roderick Green



seit vielen Jahren verheiratet. Auch die beiden ehemaligen Para-Schwimmer, Stephanie Weinberg aus Deutschland und der Niederländer Swen Michaelis, lernten sich 2008 im Dorf von Peking kennen und heirateten später. Die deutsch-australische Para-Leichtathletin Vanessa Low traf ihren heutigen Ehemann, den früheren australischen Sprinter Scott Reardon, im paralympischen Dorf in London 2012. Vor gut zwei Jahren wurden sie Eltern eines Sohnes. In Paris startet Low im Weitsprung.

Doch natürlich schlagen die Herzen auch mal für ein Teammitglied im eigenen Haus. Karl Quade selbst erwischte es 1984 bei den Paralympics in New York, wo er damals im Sitzvolleyball die Goldmedaille gewann. „Und wie das dann bei Spielen so ist“, sagt er schmunzelnd, „guckt man sich da dann auch mal um.“ Hängen blieb sein Blick an einer deutschen Para-Leichtathletin – „und das waren dann natürlich aufregende Spiele, wenn man frisch verliebt ist“. Bis heute seien die beiden glücklich verheiratet.

Doch nicht aus allem muss was Festes entstehen – einige wollen eben einfach ihren Spaß haben. „Am Anfang ist es noch ein Abtasten“, erinnert sich Mathias Mester. Da herrsche dann ein lockerer Umgang und man „will auch entsprechend Kontakt und Menschen um sich herumhaben“, sagt die 54-jährige Kirsten Bruhn. „Keiner geht ja in die Disco mit schlechter Laune, sondern weil du einfach Spaß haben willst, tanzen und Leute kennenlernen“, findet die dreimalige Goldmedaillengewinnerin. Mit zunehmender Dauer der Spiele, wenn viele ihre Wettkämpfe hinter sich haben, fallen auch zusehends die Hemmungen im Dorf. „Wenn der Druck weg ist, genießt man natürlich alles mehr“, sagt Mester, der kurz vor den Spielen in Tokio seine Karriere beendet hatte: „Und desto doller wird dann auch gefeiert.“

Besonders ausgelassen beim Feiern seien die Niederländer, berichtet Deutschlands Chef de Mission, Karl Quade. Die Australier spielten und späten gerne mit dem gigantischen Känguru vor ihrer Tür. Die mittel- und südamerikanischen Länder, wie Mexiko, seien auch immer sehr präsent, „da geht die Post ab, einfach auch von der Menge her“. Auch in den afrikanischen Nationen werde viel miteinander getanzt und gesungen. „Deutsche, Schweizer und Österreicher, die sind da nicht ganz so extrovertiert, was das Feiern angeht“, sagt der 69-Jährige – was der 37-jährige Mester, der 2022 über Let's Dance einem größeren Publikum bekannt wurde, anders sieht.

„Im Deutschen Haus haben Niko Kappel und ich schon immer sehr Gas gegeben.“ Was er damit wohl meint? „Ich weiß nicht, ob man das sagen darf“, lacht Mester. Nach ihren Wettkämpfen hätten der auch in Paris an-

tretende Kugelstoßer Kappel und er die Menge auf Partys angeheizt. Mester selbst könne sich noch erinnern, wie er 2016 in Rio mit DBS-Präsident Friedhelm Julius Beucher in voller Montur im Pool gelandet sei. „Da ging's dann schon rund“, sagt er.

So hat jede Generation ihre eigenen Geschichten. Zu seinen Sportlerzeiten, wie 1988 in Seoul, erinnert sich Quade, „war Fahnen mitnehmen so ein Ritual im Dorf“. Als er mit einem Mannschaftskollegen gerade auf einem Mast mit dem Messer zugange war, sei damals die Dorfpolizei vorbeigekommen. „Wir dachten: Jetzt werden wir die Heimreise wohl nicht mehr antreten.“ Doch der Polizist begann dabei zu helfen, die Fahne runterzuholen. Ob er heute so ein Verhalten von seinem Team dulden würde? Er zuckt mit den Schultern.

Und jetzt zu den Kondomen! „Die sind in der Regel Erinnerungsstücke und werden als Trophäen mitgenommen“, sagt Quade. Doch auch da ist Mester anderer Auffassung. „Ich glaube, dass Herr Quade vieles nicht mitbekommen hat“, sagt Mester. „Ich sag mal so: Wir hatten Spaß. Bei so vielen Menschen findet sich der ein oder andere eben gut.“

Grundsätzlich gilt: Was im Dorf passiert, bleibt im Dorf! Doch auch wenn die Romanzen meist nicht bekannt gegeben werden, lässt sich manches zusammenreimen. Schmunzelnd erinnert sich Mester noch daran, wie ein Sportler dabei erwischte wurde, wie er beim Automaten im Essenszelt Kondome zog – und alle, die das mitbekamen, jubelten und lachten.

Die Sache mit den Kondomen wird jedoch nicht nur positiv aufgefasst. Kirsten Bruhn bedauert die mediale Präsenz der Kondome und findet, dass Sensibilität und Aufmerksamkeit auf anderem Weg generiert werden sollten. „Das ist ein Thema für sich und hat mit dem Sport nichts zu tun.“

Mathias Mester ist der Meinung, dass „das kein Tabu-Thema ist und uns alle was angeht“. Kondome hin oder her – bedeutend sei, den Fokus nicht aus den Augen zu verlieren. Und dieser ist nach wie vor der Sport und die Leistung der Athletinnen und Athleten – und zwar nicht die im Bett.



Carla Viton sammelte so viele unterhaltsame Anekdoten, dass sie noch drei weitere Geschichten schreiben könnte.



10
Zentimeter
lang ist die Schnur, mit der sehbeeinträchtigte Athleten und ihre Guides bei den Laufdisziplinen in der Leichtathletik miteinander verbunden sind – die Enden mit einer Schlaufe jeweils um die Hand gewickelt

549
Entscheidungen
gibt es bei den Paralympics in Paris. Bei Olympia waren es 329

72
Prozent
der Medaillen werden in vier verschiedenen Sportarten vergeben: Para-Leichtathletik (164), Para-Schwimmen (141), Para-Radsport (51) und Para-Tischtennis (31)

7
Athleten
umfasst das Refugee-Team. Mit den beiden Iranern, Gewichtheber Hadi Darvish (A.C.E. 1974 Gießen e.V.) und Tischtennisspieler Sayed Amir Hossein Hosseini Pour (TSF Heuchelheim), trainieren zwei von ihnen bei Vereinen in Deutschland



2
Mal
darf der Ball beim Rollstuhltennis aufkommen – auch außerhalb des Feldes –, ehe er zurückgeschlagen werden muss

1960
fanden in Rom die ersten Sommer-Paralympics statt (seit 1976 gibt es auch Winterspiele)

400
Teilnehmende
aus 23 Nationen waren in Rom am Start

1
Sportler
schickt Palästina mit Kugelstoßer Fadi Deeb nach Paris



Darmbakterien, Gold und Eisen – was in Paris zählt



22
Sportarten werden in Paris vertreten sein: Blindenfußball, Boccia, Goalball, Badminton, Bogensport, Dressursport, Gewichtheben, Judo, Kanu, Leichtathletik, Radsport, Rudern, Schwimmen, Sportschießen, Taekwondo, Tischtennis, Triathlon, Rollstuhlbasketball, Rollstuhlfechten, Rollstuhlrugby, Rollstuhltennis und Sitzvolleyball



18
Gramm Eisen vom Eiffelturm enthält jede Medaille. Gold, Silber und Bronze lassen sich haptisch voneinander unterscheiden und verfügen über Blindenschrift

143
Athletinnen und Athleten sowie fünf Guides starten in Paris für Deutschland

57
von ihnen nehmen das erste Mal an Paralympics teil



2000
Tonnen Sand wurden aus der temporären Freiluftarena am Eiffelturm nach Olympia abtransportiert. Statt Beachvolleyball wird dort nun Blindenfußball gespielt – auf festem Untergrund und bei größtmöglicher Ruhe, damit die Spieler die eingenähten Rasseln im Ball hören

7
deutsche Athletinnen und Athleten reisen als amtierende Welt- und Europameister und Paralympics-Sieger an: Markus Rehm (Para-Leichtathletik), Annika Zeyen-Giles (Para-Radsport), Taliso

Engel und Elena Semechin (beide Para-Schwimmen), Natascha Hiltrop (Para-Sportschießen), Valentin Baus (Para-Tischtennis) und Martin Schulz (Para-Triathlon)

500
Goldmedaillen hat Deutschland bei den Sommer-Paralympics bislang gewonnen. Nur die USA (807), Großbritannien (667) und China (535) holten mehr

1988
in Seoul wurden Olympische Spiele und Paralympics zum ersten Mal am selben Ort durchgeführt

2,46
Meter ist Morteza Mehrzad groß. Der Sitzvolleyballer gehört zu den größten lebenden Menschen und gewann mit dem Iran zuletzt zwei Paralympics-Titel in Folge



1
gemeinsames Maskottchen für Olympia und Paralympics – das gab es in Paris zum ersten Mal. Einziger Unterschied: Die phrygische Mütze hat bei den Paralympics eine Prothese

330
E. Coli (Darmbakterien) in 100 Millilitern Wasser der Seine dürfen nicht überschritten sein – sonst fallen die 750 Meter, die die Teilnehmenden im Triathlon zurücklegen sollen, ins Wasser – und der Wettkampf würde zum Duathlon (20 km Radfahren, 5 km laufen) erklärt



69
Jahre alt ist mit Dressurreiterin Heidemarie Dresing die älteste deutsche Teilnehmerin. Schwimmerin Johanna Döhler ist mit 14 Jahren die jüngste

20.000
Euro bekommen deutsche Goldmedaillengewinner (für Silber 15.000 Euro und für Bronze 10.000 Euro). Diesen Betrag erhielten zuvor auch die olympischen Athleten

94.000
Euro zahlt die spanische Regierung ihren Paralympics-Siegern

75
Zentimeter beträgt der Oberschenkelumfang von Radprofi Robert Förstemann. Der Olympia-Dritte von 2012 sitzt in Paris als Guide auf dem Tandem mit dem sehbehinderten Thomas Ulbricht

5
Medaillen gewann Para-Leichtathletin Irmgard Bensusan bislang bei den Paralympics – alle Silber. Kommt bei ihrem letzten Start in Paris noch die goldene hinzu?

Auf die Probe gestellt

Bei einer Höhlenexpedition stürzte Para-Kanutin Anja Adler 15 Meter in die Tiefe und musste sich dann mit einem Leben im Rollstuhl anfreunden. Ihre Leidenschaft für den Sport half ihr dabei – und eine Tradition mit Freunden



Paddel bei Fuß. Der Hund von Kanutin Anja Adler freut sich auch aufs Training.

D

Die BG Kliniken sind die medizinischen Einrichtungen mit hoher Versorgungsqualität der gesetzlichen Unfallversicherung. Sie gehören zu den größten Traumazentren in Deutschland. Mit deren Therapiekonzept aus einer Kombination von Sport und Rehabilitation werden dort regelmäßig große Erfolge erzielt.

Das Auto von Anja Adler erkennt man sofort. Ein knallroter Renault, außen bedruckt mit ihrem Namen. Sie steuert es mit Handgas durch die Straßen von Halle an einem regnerischen ersten Julitag. Der Rollstuhl ist im Kofferraum verstaut. Auf dem Auto prangt zusätzlich ein Foto, das Adler im Kajak zeigt. Es könnte als eine Ansage zu verstehen sein, in etwa: Hier kommt eine der besten Para-Kanutinnen Deutschlands.

Die 34-Jährige reist als WM-Dritte zu den Paralympics nach Paris und wird auch im Freizeitkomplex von Vaires-Torey um die Medaillen paddeln. Auf den Kopf gestellt wurde ihr Leben 2015, als sie bei einem Bergunglück stürzte und querschnittgelähmt überlebte. Damit gehört sie zu der Hälfte der Athletinnen und Athleten des deutschen Teams, die nicht mit einer Beeinträchtigung geboren wurde. Unterkriegen lassen hat sie sich davon aber nicht, im Gegenteil: „Eigentlich lebe ich mein Leben so wie vorher weiter.“

Schon immer war Adler sportbegeistert. Das habe sie von ihren Eltern, erzählt sie bei dem Treffen im Juli. „Die haben mich immer alles machen lassen, was ich wollte.“ Unter anderem probierte sie sich in der rhythmischen Sportgymnastik, im Turnen und sogar zwei Jahre im Skispringen aus.

Am erfolgreichsten war sie aber in der Leichtathletik: 2015 schaffte sie es im Gehen bei den deutschen Meisterschaften in die Top-10.

Glück im Unglück

Abseits vom Sport war Adler als studierte Geologin viel in Höhlensystemen unterwegs. „Teilweise war ich zwei Wochen in den Höhlen, habe 24 Stunden am Stück nur Proben genommen und das vier Tage nacheinander“, sagt sie. Mit ihrem Team war sie 2015 für eine Wasserprobe im Südharz unterwegs, als der Unfall geschah. Ein Felsvorsprung brach weg, Adler stürzte rund 15 Meter in die Tiefe. „Als ich unten gelandet bin, war es erstmal gar nicht so schlimm“, erinnert sie sich. „Das Einzige war, dass ich kopfüber den Hang hinunter lag und drohte, ins Wasser zu rutschen.“ Dank des geschulten Retter-Teams gelang es, Adler innerhalb von vier Stunden zu bergen. „Ich hatte das Glück, dass der Notarzt sich direkt zu mir abseilen konnte. Sonst wäre es deutlich schlimmer ausgegangen“, sagt sie. Noch heute hält sie mit ihrem Lebensretterteam Kontakt und veranstaltet regelmäßig Grillabende.

Im Krankenhaus in Nordhausen wurde sie nach dem Unglück notoperiert, um die Wirbelsäule zu stabilisieren. Am Tag darauf wurde sie per Intensivkrankenwagen in das BG Klinikum Bergmannstrost in Halle verlegt. Dort wurde sie weitere dreimal operiert. Insgesamt blieb sie acht Monate. „Ich hatte eine Berstungsfraktur des ersten Lendenwirbels, was auch die inkomplette Querschnittlähmung mit sich brachte. Dann noch eine gebrochene Rippe und eine geprellte Hüfte“, beschreibt Adler ihre Verletzungen. Glück im Unglück sei dennoch dabei gewesen: „Ich hatte nicht mal eine Gehirnerschütterung“, sagt sie.

Anjas Donnerstag

Adlers Eltern wichen ihrer Tochter in dieser Zeit nicht von der Seite. Als sie über das Unglück informiert wurden, hatten sie sich sofort auf den Weg gemacht. „Ich weiß das nur vom Hörensagen, aber sie haben wohl auf der gesamten Fahrt kein Wort gesprochen“, sagt Adler. Es sei insgesamt ein langer Prozess gewesen, mit ihrer Querschnittlähmung klarzukommen. Sie selbst habe die neue Situation aber eher akzeptieren und besser damit umgehen können als ihre Familie. „Die waren ja nicht bei jeder Therapie dabei, sie konnten nicht in mich reinhören. Ich habe bei mir aber die Entwicklung gesehen“, sagt Adler. Auf ihren neuen Alltag wurde sie

während einer fünfmonatigen Reha im sächsischen Kreischau vorbereitet. Physiotherapie stand dort auf dem Programm – zudem lernte sie, mit dem Rollstuhl umzugehen. Eine psychologische Beratung lehnte sie ab: „Das hat mich mehr runtergezogen, als dass es mir geholfen hat.“ Geholfen hat eher eine Tradition, die sich bis heute hält: Anjas Donnerstag. Jeden vierten Tag der Woche bekam sie damals Besuch von ihren Freundinnen und Freunden. „Meistens haben wir Pizza gegessen, Spiele gespielt oder gelästert, wenn die Männer nicht dabei waren“, lacht Adler. Die Tradition hält sich bis heute – wohl selbst in Paris. „Sechs Freunde werden kommen“, kündigt sie an.

Der Grundstein für ihre erfolgreiche Sportkarriere wurde nach ihrem Unfall im Bergmannstrost gelegt. Adler traf auf den damaligen Nationaltrainer der deutschen Para-Kanuten, der in der Unfallklinik als Physiotherapeut tätig ist. Er lud Adler zu einem Probetraining ein, doch aufgrund ihres Korsetts, was sie in der Zeit zur Stabilisation trug, konnte sie der Einladung nicht folgen. Sie probierte sich in anderen Sportarten wie Rollstuhlbasketball oder Tischtennis aus – dann kam sie auf das Angebot zurück. „Der Wunsch nach einer Sportart im Freien war groß“, sagt Adler. Sie sei eben ein naturverbundener Mensch.

Nach ihrem Meteorologie-Studium arbeitet die 34-Jährige als Klima- und Umweltmanagerin mittlerweile selbst im Bergmannstrost und kann Arbeit und Sport perfekt verbinden. „Das Engagement dort im Bereich des Behindertensports ist unglaublich“, sagt Adler. Das Klinikum ist seit über zehn Jahren Partner des Behinderten- und Rehabilitationssportverband Sachsen-Anhalt und fördert den Para-Kanusport in Halle und auch Adler als einer ihrer Sponsoren.

Zurück in die Höhle

Ihr Leben versucht Adler heute so selbstständig wie möglich zu gestalten. Das Auto mit Handgas bietet Freiheiten, auch die Arbeit und der Sport sind barrierefrei sehr gut möglich. Falls sie doch mal Unterstützung braucht, ist ihre Familie immer da und hilft ihr zum Beispiel beim Einkaufen. Ihre Wohnung im Untergeschoss des Elternhauses mitten in Halle konnte sie nahezu komplett barrierefrei einrichten.

Um sich zu entspannen, hat Adler ein besonderes Hobby: Sie sortiert ihre Mineralien-Sammlung. „Wenn ich mich in die Geologie vertiefen kann, bin ich in einer anderen Welt“, schwärmt sie und erzählt von der Doktorarbeit, die in Planung ist. Ihre Daten und Messungen hatte Adler schon vor dem Unfall fast alle zusammen. Lediglich die Zeit zum Schreiben fehlte ihr.

Und selbst in Höhlen hatte es Adler nach dem Unfall wieder gezogen. Im Rollstuhl nahm sie die letzten Proben. „Das war natürlich echt eine Herausforderung“, sagt sie: „Aber mithilfe meiner Kollegen und meiner Familie hab ich's geschafft.“ Ein Satz, der für Anja Adlers gesamtes Leben stehen könnte.



Tim Rosenberg geriet in Halle in zwei Wolkenbrüche – ohne Regenschirm. Anja Adler sammelte ihn schließlich mit dem Auto ein.

In Annikas Hockey-Mannschaft halten alle zusammen.



Hockey ist ihre Leidenschaft

Ihre Familie, ihre Freund*innen und der Hockey-Sport: Das sind die drei Dinge, die für Annika am wichtigsten sind. Dass sie eine Prothese trägt, spielt in ihrem Alltag hingegen eher selten eine Rolle

Annika rennt über ein Hockeyfeld im Nordosten von Hanau, keine halbe Autostunde entfernt von Frankfurt am Main. Sie führt den Ball gekonnt am Schläger und zieht ab – Tor. Jubel. Die Teenagerin spielt mit einer Prothese am rechten Bein, doch das ist hier egal. Der 1. Hanauer Tennis- und Hockey-Club ist ein inklusiver Verein: Menschen mit und ohne Behinderung sollen beim THC die Chance bekommen, Hockey auszuprobieren. Annika liebt den Sport: „Auf dem Feld fragt mich keiner, ob ich noch kann. Das ist ein gutes Gefühl“, sagt sie.

Mit 11 Jahren erkrankte Annika an Knochenkrebs. Nach etwa zwei Jahren Therapie stand fest, dass ihr rechtes Bein nicht zu retten war. Seitdem lebt sie mit einer Prothese und musste viele Dinge erst wieder neu erlernen: laufen, Gleichgewicht halten, Treppen steigen. Doch Annika stellte sich der Herausforderung und arbeitete hart daran, weiterhin ein aktives Leben zu führen.

„Das Leben geht weiter“

Ein normaler Tag läuft bei Annika so ab, wie bei den meisten anderen 15-Jährigen auch: Viel zu früh aufstehen, frühstücken, dann geht's los zur Schule. Nach dem Unterricht mit dem Bus wieder nach Hause, gemeinsames Mittagessen mit der Familie. „Dann habe ich entweder frei, Hockeytraining oder treffe mich mit Freund*innen“, erzählt die Schülerin.

Annika hat sich entschieden, ihr Leben mit Prothese so zu leben wie vorher: „Ich könnte jetzt alles

schlechtreden und traurig sein. Oder ich kann sagen: Scheiß drauf, das Leben geht weiter.“ Auf dem Spielfeld werde sie behandelt wie jede andere Spielerin auch. Und auch bei ihren Freund*innen bekomme sie keine Sonderbehandlung: „Sie trauen mir etwas zu.“

Selbstbestimmung heißt, „sein eigenes Ding“ machen

Auf die Frage, was Selbstbestimmung für sie bedeutet, hat Annika daher eine einfache Antwort: „Dass man macht, was man will. Nicht guckt, was die anderen tun, sondern sein eigenes Ding macht.“ Sie lässt sich jedenfalls nicht davon abhalten, die eigenen Träume zu verfolgen. Dabei ist es ihr nicht wichtig, große Abenteuer zu erleben – aber wenn Feldhockey paralympische Disziplin wäre, könnte sie sich schon vorstellen, dabei zu sein.

Auch die Aktion Mensch hat #VielVor – so der Titel der Kampagne, mit der sich die Sozialorganisation dafür einsetzt, dass alle Menschen die Möglichkeit haben, ihre Ziele zu erreichen und ihre Träume zu verwirklichen – unter anderem in der Freizeit und beim Sport. Annika ist eines der Kampagnengesichter. Den 1. Hanauer Tennis- und Hockey-Club hat die Sozialorganisation mit rund 25.000 Euro gefördert – bundesweit unterstützt die Aktion Mensch rund 8.500 Projekte für Inklusion im Jahr. Ermöglicht wird das durch die Erlöse der Aktion Mensch-Lotterie.

Mehr zu Inklusion im und durch Sport:
aktion-mensch.de/inklusion/sport

„SportWoche für Alle“ bringt viel(e) in Bewegung

Studien zeigen, dass sich die Menschen in Deutschland zu wenig bewegen – gerade Kinder und Jugendliche. Das gilt für Menschen mit Behinderung im Besonderen und könnte auch daran liegen, dass es zu wenig barrierefreie Sportangebote gibt und die Bestehenden zu wenig bekannt sind. Um das zu ändern, veranstaltet der Deutsche Behindertensportverband (DBS) mit Unterstützung der Aktion Mensch und der „Stiftung Allianz für Kinder“ die SportWoche für Alle: Vom 21. bis zum 28. September, kurz nach den Para-

lympics, laden Vereine aus den 17 Landes- und 2 Fachverbänden des DBS in ganz Deutschland dazu ein, ihre Angebote auszuprobieren – von Klassikern des Behindertensports wie Rollstuhlbasketball oder Goalball, die übrigens auch inklusiv ausgeübt werden können, über Disziplinen des Deutschen Sportabzeichens bis hin zu Trendsportarten. Die SportWoche für Alle soll es Menschen mit und ohne Behinderung jeden Alters ermöglichen, kostenlos zu schnuppern und den Spaß am Sport zu entdecken. Auf diese Weise möchte der DBS die bereits vielseitige Sportlandschaft für Menschen mit Behinderung präsentieren – und weitere Clubs motivieren, ihre Sportarten für Menschen mit Behinderung zugänglich zu machen.

Infos: dbs-npc.de/sportwoche-fuer-alle.html



Hockey spielen – kann ich ~~nicht~~.

Viel vor! Nur 5 % der Menschen mit Behinderung sind Mitglied in einem Sportverein. Lasst uns das gemeinsam ändern: Mit einem Los-Kauf förderst du zahlreiche Sportprojekte für Menschen mit und ohne Behinderung – auch in deiner Nähe.

www.aktion-mensch.de/lotterie



www.aktion-mensch.de/sport

Stop and

Die Vorbereitung für Team Israel war nach dem 7. Oktober hart. Traumata, Boykotte und die Angst vor Anfeindungen bestimmten den Weg nach Paris

no



D

semitismus und weltweit für Israel einsetzt, auf Instagram. Die Auflösung darin ist, dass sich Menschen aus Israel, die die Anfeindungen gegen Sasson im TV sehen, ebenfalls in den Flieger nach Paris setzen und ihm zur Seite stehen.

Guy Sasson ist einer von 28 Israelis, die ihr Land in Paris vertreten.

„Nichts wird uns aufhalten“

Gal Hamrani, die Kapitänin der israelischen Goalballerinnen, kennt das Gefühl, das zu Beginn des Spots vermittelt wird. „Es ist nichts, worüber ich jeden Tag nachdenke und was mich komplett einnimmt“, sagt die 31-Jährige in einem Videotelefonat Anfang August: „Aber ich bin mir natürlich bewusst, dass ich auf solche Proteste vorbereitet sein muss.“

Gal Hamrani (2.v.r.) und ihr Team hatten keine leichte Vorbereitung.

Die Angst vor Protesten und die Sorge, in Paris nicht willkommen zu sein – sie begleiteten die israelischen Sportlerinnen und Sportler schon lange vor den Paralympics. Die nationale Flugesellschaft Israels machte die wachsende Anspannung angesichts der Situation in Nahost sogar zum Thema eines aktuellen Werbeclips.

Der israelische Rollstuhltennispieler Guy Sasson blickt in dem knapp anderthalbminütigen Video von El Al bei der Landung in Paris Charles de Gaulle sorgenvoll aus dem Fenster. Auf dem Weg in die Stadt dann massenweise Protestierende am Straßenrand, „Stop!“ und „No!“ auf den Plakaten, vielfach das Peace-Zeichen. Auf dem Tennisplatz wird Sasson von den Zuschauenden schließlich ausgebuht. Weil er aus Israel kommt.

Die weltweite Bestürzung über den Angriff der Hamas, bei dem rund 1200 Jüdinnen und Juden ermordet und 251 Geiseln verschleppt wurden, war nach dem 7. Oktober 2023 groß. Protest gegen Israels Regierung formierte sich dann, als das Vorgehen der israelischen Armee im Gazastreifen bis heute zehntausende zivile Opfer forderte. Mit den Forderungen der weltweiten Demonstrationen, das Leid in Gaza zu beenden, und zunehmendem Israel-Hass sehen sich nun auch die Vertreterinnen und Vertreter ihres Landes bei Sportveranstaltungen konfrontiert.

Der Werbespot sei berührend, schreibt die Organisation „StandWithUs“, die sich gegen Anti-



Bereits bei den Olympischen Spielen waren Buhrufe und Pfiffe während der israelischen Hymne immer wieder deutlich zu vernehmen. Das Team Israels stand in Paris dauerhaft unter Polizeischutz, was bei den Paralympics ähnlich sein wird, erwartet die sehbeeinträchtigte Hamrani: „Wir können uns nicht außerhalb des paralympischen Dorfes oder unserer Trainingsstätte aufhalten, da die Sicherheitskräfte das wahrscheinlich nicht erlauben werden.“

Für die Para-Sportlerin ist es in Paris nach Rio und Tokio die dritte Teilnahme an den Paralympics. Dieses Mal ist die Vorfreude eher gedämpft. Die Vermischung von Sport und Politik gipfelte für ihre Mannschaft erst kürzlich in einem Skandal, als ihnen von einem deutschen Hersteller die Auslieferung von 50 Goalbällen verweigert wurde – nach Auskunft des Israelischen Paralympischen Komitees „aufgrund des anhaltenden Konflikts in der Region“. Erst nach Wochen kamen über einen Spender neue Bälle. „Erstens: Schande über euch, zweitens: Nichts wird uns aufhalten und schon gar nicht ihr“, kommentierte Hamrani den Vorfall auf Instagram.

Israelische Sportler haben bei internationalen Wettbewerben immer wieder mit Diskriminierung zu kämpfen, auch im Para-Sport. 2019 hatte Malaysia ihnen die Teilnahme an den Weltmeisterschaften im Para-Schwimmen verweigert. Der paralympische Weltverband entzog dem mehrheitlich muslimischen Land daraufhin die Ausrichtung der Wettkämpfe und verlegte sie nach London. Immer wieder kommt es vor, dass arabische und iranische Sportlerinnen und Sportler aus politischen Gründen den Wettkampf mit Israelis verweigern. Diesen Verdacht gab es auch 2016 bei den Paralympics in Rio, als die algerischen Frauen im Goalball erst nach der Ansetzung gegen Hamranis Team in Brasilien eintrafen.

Es werden bewegende Spiele für Israel

Auch Guy Sasson wird bei den Paralympics aufschlagen. Vor ein paar Wochen gewann er in Paris seinen ersten Grand-Slam-Titel im Rollstuhltennis. Es hatte – soweit bekannt – keine Protestaktionen oder Buhrufe gegeben. Die Situation in Nahost reichte aber auch an jenem Tag bis auf den Tennisplatz. Unmittelbar nach dem Finale teilte ihm sein Trainer mit, dass vier israelische Geiseln befreit werden konnten. „Nach meinem aufregenden Sieg war es so, als ob in diesem Moment alles Schöne zusammenkam“, wurde Sasson von französischen Medien zitiert.

Den Israelis stehen bewegende Spiele bevor. Bei der Eröffnungsfeier werden Hamranis Teamkollegin Lihi Ben David und Rollstuhltennispieler Adam Berdichevsky die Fahne tragen. Der 41-Jährige ist ein Bewohner des Kibbuz Nir Yitzhak, in dem die Hamas-Terroristen bei ihrem Überfall sieben Menschen töteten und fünf weitere entführten. Berdichevsky und seine Familie hatten sich 14 Stunden lang in einem Schutzraum verschanziert. „Ich bin froh, dass ich das Grenzgebiet Gaza nach dem schrecklichen Massaker sowie den Staat Israel an der Spitze der Delegation vertreten darf“, wurde Berdichevsky in einer Mitteilung des israelischen Komitees zitiert.

Auch für Gal Hamrani habe die momentane Eskalation in Nahost einen großen Einfluss darauf, wie sie ihre Heimat bei den Paralympics darstellen möchte. Fernab der Sorge vor Protesten verspüre sie das Bedürfnis, „der Welt zu zeigen, dass es auch viele gute Dinge in Israel gibt“.

Text **Lilli Heim**



Nach ihrer OP in Deutschland fand Moshkovich in Österreich eine neue Heimat.

Sibirien sagt Servus

Athleten aus Russland starten in Paris unter neutraler Flagge. Bis auf Svetlana Moshkovich, die nach dem russischen Angriff auf die Ukraine die Staatsbürgerschaft wechselte

F

Freiheit. Für Para-Radsportlerin Svetlana Moshkovich hart erkämpft und hochgeschätzt. Die gebürtige Russin geht bei den Paralympics für ihre neue Heimat Österreich an den Start. Damit wird sie die einzige in Russland geborene Sportlerin sein, die in Paris ohne Auflagen an den Sommerspielen teilnehmen darf. Ihre früheren Mannschaftskollegen und die Vertreter von Belarus treten vereinzelt als neutrale Athleten an.

Seit den Winterspielen 2014 in Sotschi waren die russischen Farben bei den Paralympics nicht mehr vertreten. 2016 wurde das Land wegen Staatsdopings ausgeschlossen, 2018 und 2021 war eine Teilnahme nur unter neutraler Flagge erlaubt, 2022 wurde Russland wegen des Angriffs auf die Ukraine erneut verbannt. Im selben Jahr beantragte Moshkovich die neue Staatsbürgerschaft.

Für die 40-Jährige handelte es sich dabei laut eigener Aussage um eine sportliche Entscheidung: „Mein Lebensmittelpunkt liegt seit neun Jahren in Österreich und mein Trainer wohnt in Deutschland“, erzählt Moshkovich Anfang Juni in einem Videotelefonat: „Daher war das für mich die logische Entscheidung, Österreich auch was zurückzugeben.“

Moshkovich wurde in Krasnojarsk, einer ostsibirischen Millionenstadt in Russland, geboren und wuchs dort auf. Nach der Schulzeit belegte sie die Studienfächer Englisch und Deutsch. 2004 kam es dann zu einem schweren Autounfall, bei dem ihr Lebenspartner starb und die damals 20-jährige Moshkovich mit einer Querschnittslähmung überlebte. Sie habe mehrere Jahre gebraucht, die traumatischen Ereignisse zu verarbeiten.

2007 reiste Moshkovich für eine OP an der Wirbelsäule nach Deutschland – und „seitdem war für mich klar, wo ich meine Zukunft gestalten möchte. Hier fühlte ich mich auch als Rollstuhl-

fahrerin in die Gesellschaft aufgenommen.“ Auch das Handbiken probierte sie erstmals in Deutschland aus und war „auf Anhieb von dem Gefühl der Freiheit fasziniert“. Ein Handbike hat drei Räder und beim Fahren wird die Kraft der Arme genutzt, um die Kette anzutreiben.

Zwei Jahre darauf verließ Moshkovich ihre Heimat und kam für ihr Studium wieder nach Deutschland. Das deutsche Handbike-Team von Prothesenhersteller Ottobock unterstützte sie in den beiden darauffolgenden Jahren bei ihren ersten Rennen. 2011 suchte sie schließlich den Kontakt zum Russischen Paralympischen Komitee und startete fortan als erste Handbikerin für das Land. Die Bronzemedaille im Einzelzeitfahren bei den Paralympics 2012 in London ist bis heute ihr größter Erfolg. Bei den vergangenen Spielen in Tokio wurde sie Vierte im Straßenrennen. Damals noch als neutrale Athletin Russlands.

Diesem Dasein blicken ihre ehemaligen Landsleute in Paris erneut entgegen. Laut der russischen Nachrichtenagentur Tass nimmt Russland mit 92 Sportlern teil. Mannschaften sind nicht zugelassen. Ebenfalls ausgeschlossen sind Athleten, die den Krieg in der Ukraine aktiv unterstützt haben. Auch die Medaillen werden nicht offiziell gezählt. Sollte jemand aus Russland oder Belarus Gold gewinnen, erklingt bei der Zeremonie die paralympische Hymne.

Moshkovichs ehemaliger Teamkollege Alexey Obydenov gehört zu den Athleten, die nach einer Überprüfung ihrer politischen Neutralität nicht nach Paris kommen dürfen. Der Para-Radsportler hatte in den sozialen Medien Putin und den Krieg verherrlicht. Die Entscheidung des Internationalen Paralympischen Komitees kommentierte er mit den Worten: „Die Heimat ist wichtiger als Paris!“ Moshkovich habe kaum noch Kontakt zu den alten Weggefährten. Sie sei durch ihren Wohnsitz im Ausland ohnehin eher eine Einzelgängerin im Team gewesen.

Dass Russland überhaupt schon wieder Athleten entsenden darf, obwohl der Krieg gegen die Ukraine weiterhin viele Tote fordert, war das Ergebnis einer Abstimmung im vergangenen Herbst. Die Nationalverbände aller Länder haben darüber entschieden. Der Deutsche Behindertensportverband hatte sich für einen weiteren Ausschluss stark gemacht. „Das ist kein gutes Zeichen, was wir da in die Welt aussenden“, sagt DBS-Präsident Friedhelm Julius Beucher zu dem für ihn überraschenden Entschluss und spricht von einem sportpolitischen Skandal. Eine Überprüfung auf politische Neutralität hält er sowieso für „Augenwischerei“. „Das sind doch alles Staatssportler.“

Moshkovich will sich zu der Thematik nicht äußern. Seit 2015 wohnt sie über 5000 Kilometer Luftlinie von ihrer Heimat entfernt und genießt in Innsbruck nun die Vorzüge ihrer neuen Staatsbürgerschaft. Als ehemalige Flugbegleiterin in der Zeit vor ihrem Unfall und Tochter eines Piloten hat das Reisen für sie eine große Bedeutung – andere Sprachen und Kulturen kennenzulernen seien für sie ein wichtiger Ausgleich zum Leben als Profisportlerin.

Während es den Teilnehmenden aus Russland in Paris untersagt ist, an der Eröffnungs- und Abschlusszeremonie teilzunehmen, wird Svetlana Moshkovich am 28. August zu Beginn der Paralympics die Champs-Élysées entlangrollen und die feierliche Stimmung aufsaugen. Ein weiteres Stück Freiheit, das die Österreicherin aus Sibirien kaum erwarten kann.

Durch meinen Wohnsitz im Ausland war ich im russischen Team eher die Außenseiterin.

Svetlana Moshkovich



Anna Höhne erreichte DBS-Präsident Beucher im Auto. Während des Gesprächs drohte er sich zu verfahren – und Anna wies ihm den Weg.

Klassenkampf

Um bei den Paralympics für faire Wettbewerbe zu sorgen, werden Athletinnen und Athleten anhand der Schwere ihrer Behinderungen in verschiedene Startklassen eingeteilt. Doch seit Jahren gibt es Diskussionen um das System – und die Vorwürfe, dass es viele Sportler für Betrug nutzen würden, werden immer wieder laut. Ein von Fachleuten, Para-Sportlern und Verbänden entwickelter Kodex soll ab 2026 nun endlich für mehr Gerechtigkeit und Transparenz sorgen

Sprinterin Irmgard Bensusan hat keine Prothese, läuft aber gegen Frauen, die eine tragen. Ihr sogenannter „Drop foot“ – sie kann den Fuß nicht abrollen – wird als gleich schwere Beeinträchtigung eingeordnet.



Rollstuhlbasketballerin Lena Knippelmeyer verdeutlicht die Notwendigkeit der Klassifizierung am Beispiel des 100-Meter-Laufs bei den Paralympics. „Wir können uns nicht alle an eine Startlinie stellen und schauen, wer als erstes ankommt“, sagt die 34-Jährige. „Wir sind nicht alle gleich.“ Und genau aus diesem Grund wird es in Paris bei den Männern 16 und bei den Frauen 13 Entscheidungsrennen über die 100 Meter geben.

Mit „wir“ meint Knippelmeyer die Para-Sportlerinnen und -Sportler im Allgemeinen, die zur Teilnahme an den Paralympics mindestens eine der folgenden zehn Beeinträchtigungen aufweisen müssen: Beeinträchtigung der Muskelkraft, Beeinträchtigung der passiven Beweglichkeit, Amputationen oder Fehlbildung von Gliedmaßen, unterschiedliche Beinlängen, Kleinwuchs, Muskelhypertonie, Ataxie, Athetose, Beeinträchtigung der Sehfähigkeit oder intellektuelle Beeinträchtigung.

Innerhalb dieser Wettkampfklassen soll die Klassifizierung für mehr Chancengleichheit sorgen. Nicht die Behinderung soll entscheidend sein, sondern die individuellen Fähigkeiten. Bei einer Untersuchung von einem medizinischen und technischen Expertenteam wird die Schwere der Beeinträchtigung festgestellt, nach der die Einteilung in die Startklasse erfolgt. Demnach können auch Para-Sportlerinnen und -Sportler mit unterschiedlichen Beeinträchtigungen aufeinandertreffen.

Für jede Sportart gibt es ein eigenes Klassifizierungssystem, das auf nationaler als auch auf internationaler Ebene denselben Richtlinien folgt. In Deutschland werden diese durch Leitlinien ergänzt, die dafür sorgen sollen, dass auch Menschen ohne Behinderungen im Para-Sport aktiv sein können.

Im Rollstuhlbasketball etwa sind im deutschen Ligasystem durch die Abstufung in einem Punktesystem behinderte, minimalbehinderte sowie nicht behinderte Athletinnen und Athleten spielberechtigt. So soll niemand von der Sportart ausgeschlossen werden. „Es ist ein ganz klarer Inklusionssport. Jeder darf mitmachen“, sagt Knippelmeyer.

Bei den Paralympics ist das jedoch anders. Der Weltverband im Rollstuhlbasketball musste 2020 auf Druck des Internationalen Paralympischen Komitees (IPC) seine Richtlinien zur Klassifikation überarbeiten. Der Sportart drohte damals, für die Spiele in Paris aus dem Programm zu fliegen. Bei der Reform ging es in erster Linie um die Zulassung von Spielerinnen und Spielern mit einer Minimalbehinderung. Einige von ihnen waren dem IPC demnach nicht genug behindert.

So auch Knippelmeyer. Sie wurde bei einer Untersuchung im Rahmen der EM 2021 in Madrid „ausklassifiziert“, weil ihr drei Grad Streckdefizit im Bein fehlten. Nach ihrem Protest wurde sie im vergangenen Jahr neu klassifiziert. Sie hätte in Paris also doch noch starten können, wurde aber für den Nationalkader nicht berücksichtigt.

„Die Klassifizierung vor drei Jahren hat mein ganzes Leben auf den Kopf gestellt“, sagt Knippelmeyer. Im Zuge der neuen Richtlinien erging es etlichen Aktiven in ihrer Sportart so.

„Eine Verschlechterung meiner Grunderkrankung wäre besser für die Klassifizierung“, sagt auch Para-Leichtathletin Lindy Ave, bei der eine leichte Spastik diagnostiziert ist: „Je mehr sie sich verbessert, umso schlechter stehe ich da.“ Immer wieder wird Sportlerinnen und Sportlern auch unterstellt, ihre Einschränkungen bei der Untersuchung zu betonen, um in einer niedrigeren Startklasse eingruppiert zu werden und damit – vor allem in Individualsportarten – die eigenen Erfolgsaussichten zu erhöhen.

„Das kann ich niemandem verdenken, dass er da versucht, in eine möglichst gute Klasse zu kommen“, sagt Karl Quade, Chef de Mission der deutschen Paralympics-Delegation, und gibt zu bedenken: „Eigentlich sollte jeder Sportler immer das Beste zeigen, was er kann. Aber ob das wirklich der Fall ist – da wäre ich vorsichtig.“

Auch die deutsche Para-Schwimmerin Verena Schott zeigte sich im vergangenen Jahr im Deutschlandfunk frustriert: „Es gibt immer wieder Sportler, die beschließen“, sagte sie. Die zweifache Bronze-Medaillengewinnerin von Tokio, die auch in Paris an den Start gehen wird, richtete ihre Vorwürfe dabei auch an das eigene Team. „Man würde lügen, wenn man sagt, dass das nicht auch in Deutschland der Fall ist“, sagte Schott. Die Trainer würden den Betrug quasi unterstützen. Solche Vorwürfe sind der Paralympics Zeitung auch von einer anderen Person bekannt, die öffentlich nicht darüber sprechen möchte.

Die Klassifizierung ist so zu einem heiklen Vorgang geworden. Auf der einen Seite die Klassifizierer, die auch herausfinden müssen, ob jemand betrügt. Auf der anderen Seite die Sportlerinnen und Sportler, die sich ungerecht behandelt und teilweise schikaniert fühlen. „Wenn jemand behauptet, man macht nicht richtig mit oder man würde sich dumm anstellen“, sagte Josia Topf während der Tokio-Spiele im Sportschau-Interview: „Dann ist das für einen Behinderten eine immense Demütigung, die sich eigentlich nicht in Worte fassen lässt.“

Auch Lena Knippelmeyer saß 2021 als eine von vielen Rollstuhlbasketballerinnen „nur mit einer Unterhose und drei Leuten um mich herum in einem Zelt“. Sie beschreibt es als „sehr unangenehm, wenn man die Beine da und dort hinmachen soll und jeder schaut sonst wohin“. In einer ohnehin schon unangenehmen Prüfungssituation, in der bis zu drei Fremde über den eigenen Körper urteilen, werde einem das Gefühl vermittelt, „würde man weniger Punkte bekommen, wäre man mehr wert“, sagt sie. Auch für Lindy Ave sei der Vorgang „sehr stressig“.

Karl Quade betont, die Klassifizierung müsse valide sein. „Diesem Anspruch muss man viel unterstellen“, sagt er: „Bei einer Dopingprobe muss man auch die Hose runterlassen und das Hemd hochziehen.“ Bestimmte Prozeduren, so heißt es also von offizieller Seite, müssten hingenommen werden. Doch der Para-Sport muss sich schon lange die Frage gefallen lassen, ob das aktuelle System das sinnvollste und für die Teilnehmenden fairste ist.

In den vergangenen drei Jahren wurde nun über neue Regeln diskutiert, die den bisherigen Kodex aus dem Jahr 2015 ersetzen sollen. In einem dreiphasigen Konsultationsprozess wurde dieser neue Kodex mithilfe von Athleten, Klassifizierern und einem Großteil der IPC-Mitglieder erarbeitet und verabschiedet. Das Hauptziel dieser Überarbeitung, die national ab 2025 und international nach den Winter-Paralympics 2026 greift, soll für mehr Transparenz bei den Klassifizierungen und Bewertungen sorgen. Außerdem wurde ein neuer internationaler Standard entwickelt, der die Verfahren zur Erkennung, Untersuchung und Bearbeitung absichtlicher Fehldarstellungen im Klassifizierungsprozess definiert. Beim Deutschen Behindertensportverband begrüßt man die Neuerung: „Das ist aus meiner Sicht genau richtig“, sagt Teambetreuer Quade.



Monja Nagel (Bild) und **Svea Frey** trafen beim Thema Klassifizierung in den Gesprächen auf viel Skepsis, falsche Annahmen und Vorbehalte.



Ohne Ei. Rollstuhl-rugby wird mit einem speziellen Volleyball gespielt.

Gekommen, um zu ärgern

Taktik, Schnelligkeit, lautes Knallen – all das gehört beim Rollstuhlrugby dazu. In Paris auch endlich wieder mit deutscher Beteiligung



Es war nervenaufreibend. Erst mit der allerletzten Möglichkeit sicherte sich das deutsche Rollstuhlrugby-Team das Ticket für Paris. Im März feierten die Spielerinnen und Spieler beim Turnier in Neuseeland Platz drei und qualifizierten sich somit das erste Mal seit 16 Jahren wieder für die Paralympics. Christoph Werner war 2004 und 2008 noch als Spieler dabei – die Teilnahme als Bundestrainer sei für ihn nun aber wie ein wahr gewordener Traum. „Wenn man so eine ganze Mannschaft aufbaut, die es dann schafft“, sagt er, „dann ist das was ganz anderes.“

Das 12-köpfige Team, Frauen und Männern spielen zusammen, solle in Paris vor allem Erfahrungen sammeln und sich weiterentwickeln, es zählt zu den Außenseitern. Die Gruppengegner der Deutschen sind die USA, Kanada und Japan. In Kanada wurde die Sportart Ende der Siebzigerjahre erfunden, das US-Team gewann bei den vergangenen Paralympics die Silbermedaille und die Japaner belegten Platz drei. „Für uns geht es eigentlich nur darum, die zu ärgern“, sagt Werner.

Durch regelmäßige Trainingscamps ist die Nationalmannschaft, die über ganz Deutschland

verteilt lebt, zusammengewachsen. Persönlich und auch sportlich. Das haben sie beim Qualifikationsturnier in Wellington bewiesen: „Das ist das Coole am Mannschaftssport, dass man immer mit seinen Teamkollegen die ganzen Erlebnisse zusammen hat“, sagt Mascha Mosel, die seit 2020 in der Nationalmannschaft spielt und eine von zwei Frauen ist. Rollstuhlrugby ist nämlich nicht nur der einzige paralympische Kontaktsport, sondern auch der einzige – neben Para-Eishockey im Winter – mit gemischten Mannschaften. „Es ist auf jeden Fall was Besonderes“, sagt Mosel. Zuvor hatte sie schon Rollstuhlbasketball gespielt.

Die 21-Jährige ist aufgeregt, was bei den Paralympics auf sie zukommen wird: „Das sind einfach die besten acht Teams der Welt. Aber wir werden uns darauf vorbereiten.“ Seitdem die Gruppengegner feststehen, werden sie von Werner und seinem Team analysiert. Denn neben Schnelligkeit, Bewegung und lautem Knallen geht es beim Rollstuhlrugby sehr viel um Taktik. „Es ist eine Mischung aus Autoscooter und Schach“, sagt Nationalspieler Maximilian Stolz. Autoscooter wegen der Blocks, die schon ziemlich brutal aussehen können. Und Schach, weil die Sportart mit Köpfchen gespielt wird.

Die Blocks, vereinfacht gesagt ein rasantes Versperren des direkten Wegs in die eigene Hälfte, sind durch individuell angepasste Sportrollstühle weitestgehend ungefährlich. „Es ist cool, dass es so zur Sache geht und man nicht mit Samthandschuhen angefasst wird“, sagt Mosel. Durch Zeitbegrenzungen im Angriffsspiel muss schnell ein Weg aus der Blockade des gegnerischen Teams gefunden werden, um das Spielgerät, einen speziellen Volleyball, über die gegnerische Torlinie zu bringen.

Die taktischen Spielzüge sind für Außenstehende schwer nachzuvollziehen, das Spielgeschehen aber umso beeindruckender. Während Rollstuhlrugby für gewöhnlich das Schicksal – wenig Aufmerksamkeit – von vielen anderen Randsportarten

teilt, erfreut sich die Sportart während der Paralympics großer Beliebtheit. Die Karten fürs Finale waren mit als erstes vergriffen.

Viele Spielerinnen werden in den anderen Teams aber nicht zu sehen sein. Das macht es für die Deutschen aber nicht gleich schwieriger mitzuhalten. Eine möglicherweise körperliche Unterlegenheit von Frauen wird durch das Klassifizierungssystem ausgeglichen, bei dem jedem Spieler und jeder Spielerin je nach Grad der Behinderung eine bestimmte Punktzahl zugewiesen wird. Zusammengerechnet dürfen die vier Spieler und Spielerinnen auf dem Feld höchstens acht Punkte aufweisen. Jeder Frau wird ein halber Punkt abgezogen, der sogenannte Frauenbonus.

Mascha Mosel, die von Geburt an mit einer Zerebralparese lebt, fühlt sich in ihrem Team als gleichberechtigtes Mitglied. Im Rugby hat sie ihre Leidenschaft gefunden, die neben ihrem Medien-design-Studium in Hannover ihr Leben ausfüllt. „Aktuell hat der Sport die oberste Priorität. Ich möchte aber auch mein Studium nicht vernachlässigen, weil das ja auch wichtig für meine Zukunft ist“, sagt sie. Ihr Umfeld, ihre Dozenten und Dozentinnen eingeschlossen, unterstützen Mosel in ihrem Leistungssport. In Paris wird ihre Familie vor Ort sein, um sie anzufeuern. Die Freude ist groß und die Aufregung auch: „Die Rugbyarena ist direkt da beim Eiffelturm“, sagt Mascha Mosel und strahlt: „Das wird richtig cool mit der ganzen Atmosphäre. Einfach das größte Sportereignis.“



Lilli Heim besuchte das Team im Trainingslager in Montabaur. Weil Busse und Bahnen ausfielen, fuhr sie ein Stück per Anhalter.

„Es ist cool, dass man nicht mit Samthandschuhen angefasst wird.“

Mascha Mosel
Eine von zwei Frauen
im deutschen
Rollstuhlrugbyteam

Träume aus Trümmern

Alaa al-Dali wollte es aus dem Gazastreifen bis nach Paris schaffen. Doch nach dem 7. Oktober nutzte er sein Rad für Hilfsaktionen



Der Beste seines Landes: Al-Dali vertritt Palästina bei der WM in Zürich.



Alaa al-Dali und die Gaza Sunbirds befanden sich zu Beginn des vergangenen Oktobers voll im Training. Der 27-jährige Palästinenser wollte es bis nach Paris schaffen und der erste Para-Radsportler sein, der die Farben seines Landes bei den Paralympics repräsentiert. Doch seit der Angriff der islamistischen Hamas auf Israel am 7. Oktober 2023 den Krieg im Gazastreifen ausgelöst hatte, sei daran vorerst nicht mehr zu denken gewesen, erzählt al-Dali Ende Juli.

Kurze Zeit nach dem Angriff war er in einem Video auf Instagram zu sehen, wie er sein Fahrrad durch die engen, staubigen Gassen von Rafah schiebt. In einer Kiste und mehreren Plastiktüten transportierte er Brot, das er an Familien in der Stadt im Süden des Gazastreifens verteilte. Das Video zeigte die erste von unzähligen weiteren Hilfsaktionen der Gaza Sunbirds.

Der Name der gemeinnützigen Organisation bezieht sich auf den palästinensischen Sonnenvogel – laut al-Dali ein Symbol der Freiheit und Ent-

schlossenheit. Die Sunbirds wollten mit ihrer Gründung vor vier Jahren palästinensische Para-Sportler im Radsport fördern und sie auf internationale Wettkämpfe vorbereiten.

„Vögel kennen keine Grenzen“, sagt Alaa al-Dali, „sie sind freie Kreaturen, die keine Beine brauchen, um zu fliegen.“ Er selbst hatte nach einer Schussverletzung durch einen israelischen Soldaten vor sechs Jahren sein rechtes Bein verloren. Bis dahin hatte er zu den besten Radsportlern seines Landes gezählt.

Während viele NGOs nach dem 7. Oktober aus Sicherheitsgründen ihre Arbeit einstellten, entschieden sich die Trainingspartner der Gaza Sunbirds, selbst aktiv zu werden. „Wir hatten weder Benzin, noch Strom, noch Wasser“, erzählt al-Da-

li von der Zeit im Oktober: „Aber wir mussten etwas tun.“ Um ihre ersten Hilfsaktionen zu finanzieren, verzichteten die Sportler laut Team-Manager Karim Ali anfangs auf Gehalt.

Ein paar Mal hatte die Trainingsgruppe seither noch gemeinsame Trainingstouren gewagt. Einmal soll ganz in der Nähe eine Bombe eingeschlagen sein. „Ich habe gedacht, dass ich sterben werde“, sagt al-Dali. Die Bilder der Trümmer, unter denen Menschen um Hilfe schrien, brannten sich bei ihm tief ein.

Die Sunbirds verurteilen „jegliche Form von Gewalt gegen Zivilisten“, sagt Karim Ali – das betreffe sowohl den Hamas-Angriff auf Israel am 7. Oktober, bei dem rund 1200 Jüdinnen und Juden getötet und 251 Menschen als Geiseln verschleppt wurden, als auch das Vorgehen der israelischen Armee im Gazastreifen, dem bislang zehntausende Menschen zum Opfer fielen.

Videos ihrer Hilfsaktionen teilten sie in den sozialen Medien, in der Hoffnung auf Unterstützung. Und die Resonanz war laut Ali überwältigend: „Das Vertrauen in die Arbeit des Teams wuchs, und die Menschen begannen zu spenden.“ Über 500.000 Dollar (447.000 Euro) seien nach Alis Auskunft bislang zusammengekommen. Laut der Website der Gaza Sunbirds wurden davon bislang über 280.000 Dollar (251.000 Euro) verbraucht. Bis Anfang Juli konnten unter anderem 72.000 Essenspakete, 7000 warme Mahlzeiten und über 200 Zelte an Bedürftige verteilt werden.

Hin und her und her und hin

Für Alaa al-Dali ist das Radfahren schon immer mehr gewesen als nur Sport. „Es ist der einzige Moment, an dem ich zur Ruhe komme“, sagt er. Der Mittelpunkt seines Lebens. Im Alter von sechs Jahren habe ihm sein Vater sein erstes Fahrrad geschenkt. „Es war viel zu groß“, sagt al-Dali und lacht: „Aber ich liebte es.“ Als Jugendlicher trainierte er für seinen Traum, eines Tages bei den Olympischen Spielen zu starten. Al-Dali nutzte dafür die mit 45 Kilometern längste Straße im Gazastreifen – und fuhr viermal am Tag zwischen Rafah und Gaza-Stadt hin und her.

2018 schien Olympia für ihn so nah wie nie zuvor. Als nationaler Meister seines Landes qualifizierte sich al-Dali für die Asienspiele in Jakarta. Es hätten seine ersten internationalen Wettkämpfe werden sollen. Doch es kam anders.

Im März des gleichen Jahres nahm er am ersten sogenannten Marsch der Rückkehr teil. Von da an wöchentliche Proteste, bei denen sich Bewohner des Gazastreifens an der von Israel bewachten Grenze versammelten, um ein Ende der Blockade zu fordern. Al-Dali selbst wollte dort nach

eigener Auskunft für die Rechte der palästinensischen Sportler eintreten, damit sie an Wettkämpfen im Ausland teilnehmen können.

Es kam zu gewalttätigen Auseinandersetzungen zwischen Palästinensern und israelischen Soldaten. Tausende Palästinenser näherten sich dem Grenzzaun zu Israel, einige warfen Steine auf Soldaten und rollten brennende Reifen in Richtung des Zauns. Die israelische Armee reagierte mit Schüssen.

Laut einem UN-Bericht hatte al-Dali in Trainingsklamotten mit seinem Fahrrad 300 Meter entfernt vom Grenzzaun gestanden und die Demonstration beobachtet, als ihn eine Kugel traf. „Ich dachte, es sei ein schlechter Traum“, erzählt er. In den Tagen darauf verschlechterte sich sein Gesundheitszustand massiv. Den Ärzten blieb nur eine Möglichkeit, um sein Leben zu retten: „Wenn wir dein Bein nicht amputieren, wirst du sterben“, erinnert er sich an ihre Worte.

Wenige Wochen nach der Operation saß al-Dali schon wieder auf dem Rad. Seine Freunde hielten ihn für verrückt, sagt er. Doch er wollte das Gefühl von Freiheit wiederfinden. „Früher bin ich geflogen wie ein Vogel. Ich war superschnell“, erzählt er: „Doch dann musste ich das Radfahren neu lernen.“ Es sei schwer gewesen zu akzeptieren, „dass ich nur noch mit einem Bein auf dem Rad sitze“. Es sei nicht mehr so kraftvoll gewesen, habe sich nicht mehr nach derselben Leichtigkeit und Geschwindigkeit wie früher angefühlt.

Seine ersten Versuche reichten nur wenige hundert Meter weit, gepflastert von unzähligen Stürzen. Doch es war der Beginn eines neuen Lebensabschnitts. Ein Tritt nach vorne, um den Traum, den er nicht aufgegeben hatte, weiter zu verfolgen. Er wollte es jetzt zu den Paralympics schaffen.

**„Wir mussten etwas tun“:
al-Dali im Februar 2024
bei den Hilfsaktionen
im Gazastreifen**



Die Suche nach Trainingspartnern habe sich schwierig gestaltet. „Ich konnte anfangs niemanden finden“, erzählt al-Dali. Zusammen mit Karim Ali, den er 2019 kennengelernt hatte, gründete er schließlich die Gaza Sunbirds. Ali übernahm von London aus das Management und startete ein Crowdfunding.

Ende 2021 trafen sich dann einige Interessierte zum Trainingsauftakt in einem Fitnessstudio in Rafah. „Sie kamen in Jeans und Ledersandalen“, lacht al-Dali. Einige der benötigten Räder schmuggelten sie ins Land, weil die israelische Regierung die Einfuhr von Waren stark eingrenzt. Andere bauten sie sich aus gebrauchten Teilen zusammen. Es fehlten auch spezielle Radschuhe. „Wir banden dann einfach das Bein mit einem Seil an das Pedal“, erinnert sich al-Dali. Dann ging es los.

Bis Anfang Oktober trainierten laut Team-Manager Ali rund 20 Athleten aus dem gesamten Küstenstreifen fünfmal die Woche. Mit Ausbruch des Krieges wurde das Team auseinandergerissen. Einige blieben in Gaza-Stadt, andere in Rafah, wo schließlich die Hilfsaktionen begannen, die laut Ali bis heute laufen. 90 Prozent der Produkte würden im Gazastreifen eingekauft. Dafür arbeite man eng mit Landwirten und anderen NGOs zusammen. Bei den Auslieferungen bauen die Sunbirds mittlerweile auf breite Unterstützung.

Nach der Flucht das Weltcup-Debüt

Alaa al-Dali ist an den Aktionen nicht mehr beteiligt. Im April war es Ali gelungen, für Sunbirds-Trainer Hassan Abu Harb, Teammitglied Mohammed Asfour und al-Dali Visa zu beschaffen. Wie genau – lässt er offen. „Die Israelis und Ägypter sind nicht erfreut, wenn man über solche Details spricht“, sagt Ali nur. Für al-Dali sei es jedoch ein harter Schritt gewesen, seine Familie zurückzulassen, sagt er im Videotelefonat: „Aber ich wollte unbedingt die palästinensische Flagge auf der Weltbühne zeigen.“ Er wirkt ruhig und schluckt, als Ali ergänzt: „Jedes Mal, wenn Alaa sich auf den Weg zum Training macht und zurückkommt, kann er nicht sicher sein, ob seine Familie noch lebt.“ Die ständige Angst verfolgte al-Dali wie ein Schatten.

Auf ihn und Asfour wartete nach der Flucht das Weltcup-Debüt. Als erste Para-Radfahrer ihres Landes nahmen sie an internationalen Wettkämpfen teil und starteten in Ostende und Maniago, wo es noch um die letzten Qualifikationspunkte für die Paralympics in Paris ging. Al-Dali und Asfour waren die einzigen beiden Fahrer, die ohne Prothesen ins Rennen gingen. Sie verpassten die Punkteränge deutlich.

Bei den Asienmeisterschaften in Kasachstan kurz darauf im Juni sammelte al-Dali mit Platz fünf schließlich seine ersten Weltranglistenpunkte und qualifizierte sich für die Weltmeisterschaft im September in Zürich. Für die Paralympics kam sein internationales Debüt jedoch zu spät. Auch eine Wildcard gab es nicht.

„Alaa ist natürlich sehr enttäuscht“, sagt Manager Karim Ali: „Er hat so viel geopfert.“ Doch al-Dali, der sich zurzeit in Italien aufhält, will weiter trainieren, um sich seinen Traum irgendwann noch zu erfüllen. Tritt für Tritt. Die nächste Premiere wartet schon. Mit ihm wird nun erstmals ein Para-Radsportler aus Palästina auch bei einer WM starten – für die Gaza Sunbirds ein großer Erfolg und ein starkes Zeichen. „In der Politik wird unser Staat oft nicht anerkannt“, sagt Alaa al-Dali: „Aber bei Wettkämpfen tragen wir unsere Flagge mit Stolz – so wie jede andere Nation auch.“



„Meine Geschichte ist für uns alle wichtig“

Die italienische Sprinterin Valentina Petrillo wird in Paris die erste offene trans Athletin sein, die bei den Paralympics startet



Frau Petrillo, Sie werden in Paris Geschichte schreiben. Was ist das für ein Gefühl?

Für mich persönlich ist es eine Befreiung, weil ich mich endlich so ausdrücken kann, wie ich bin. Im Sport kann ich ganz ich selbst sein. Ich spüre viel Druck, vor allem von den Medien, und trage viel Verantwortung für die Community, die ich verrete. Ich denke, dass es ein sehr wichtiger Moment ist, wenn ich als trans Frau in Paris starten werde – um zu zeigen, dass es einen Wandel in unserer Gesellschaft gibt. Ich weiß nicht, wie es in Deutschland ist, aber in Italien werden wir oft noch schlecht behandelt und diskriminiert. Ich hoffe, dass ich in Paris für das bewertet werde, was ich bin und tue, und nicht für das, was andere Leute von mir denken, was ich bin.

Bei Ihrem WM-Debüt im vergangenen Jahr gewannen Sie über 200 und 400 Meter Bronze. Wie fielen die Reaktionen aus?

Sehr unterschiedlich. In meiner Heimat in Neapel gibt einen gewissen Stolz, aber auch einige Vorurteile. Im Moment ist es einfach so, dass alles, was von der Norm abweicht, bei den meisten Menschen erstmal Unsicherheit auslöst. Wir sollten über diese Dinge sprechen. Auch über Sehbehinderungen, wie ich sie habe. Über alles, was anders ist. In erster Linie ist es meine Aufgabe zu laufen – und darüber hinaus habe ich beschlossen, dass meine Geschichte öffentlich werden soll, weil ich glaube, dass sie für uns alle wichtig ist.

In den sozialen Medien sind Sie oft mit Hass konfrontiert. Wie gehen Sie damit um?

Die Angriffe in den sozialen Medien gingen so weit, dass ich mit dem Tod bedroht wurde. Eine Zeit lang habe ich versucht, auf die Nachrichten zu antworten, aber ich habe irgendwann gemerkt, dass das zu sehr weh tut. Ich wollte dann mit einem Anwalt gegen die Personen vorgehen, aber es ist gar nicht so leicht, sie zu identifizieren. Mir wäre es wichtig, dass Leute, die solche Nachrichten schreiben, merken, dass man hinter der Tastatur nicht alles machen kann, was man will. Und dass man Menschen damit Angst macht.

Wie ist die Stimmung in der Läufer-szene in Bezug auf Sie?

In der paralympischen Welt habe ich nie irgendwelche Probleme gehabt. Ich bin immer integriert worden. Sehr gut sogar. Die Kritik an trans Athleten kommt vor allem aus der olympischen Welt.

Was entgegnet Sie Kritikern, die behaupten, Sie hätten Vorteile gegenüber Ihren Konkurrentinnen?

Das sind Vorurteile. Es gibt Studien, die das belegen: Seit sieben Jahren hat sich keine trans Athletin in der Leichtathletik durchgesetzt. Außerdem gibt es nur sehr wenige trans Personen. Der Sport bleibt das sexistische Umfeld, in dem es nur zwei Kategorien gibt: männlich und weiblich. Es gibt nichts anderes. Und nicht alle von uns sehen sich in diesem Geschlechter-Binarismus.

Andrew Parsons, der Präsident des Internationalen Paralympischen Komitees, sagte kürzlich: „Die Transgender-Bevölkerung wächst und sie ist hier, um zu bleiben. Wir müssen dafür sorgen, dass wir ihnen sportliche Möglichkeiten geben, aber auch die Sportlerinnen schützen.“ Was schlagen Sie ihm vor?

Man muss die Frauen schützen – aber nicht vor trans Personen. Im paralympischen Kontext bin ich die erste offene trans Athletin, 2021 in Tokio debütierte mit der Neuseeländerin Laurel Hubbard die erste trans Frau bei Olympia. Wir müssen unbedingt einbezogen und nicht ausgeschlossen werden, weil es dafür keinen Grund gibt. Ein sinnvoller Vorschlag wäre, das Reglement vom Konzept der Männer und Frauen zu befreien, und sie deshalb zum Beispiel in der Leichtathletik auf Grundlage der Klassifizierungszeiten gemeinsam antreten zu lassen. Aber das ist zurzeit nicht realistisch.

Sie sind mittlerweile 50 Jahre alt. Bei der EM waren Sie 20 Jahre älter als die meisten Ihrer Konkurrentinnen. Wie schätzen Sie Ihre Chancen in Paris ein?

Allein meine Qualifizierung ist ein Erfolg. Alle sagten: Nein, so weit wird es nie kommen – und jetzt bin ich hier. Genießen wir es Schritt für Schritt. Ich setze mir keine Grenzen. Solange ich den Wunsch habe, auf die Bahn zu gehen, werde ich weiter laufen.

Frau Petrillo, Ihr Vorbild als Kind war der italienische Leichtathlet Pietro Mennea. Fühlen Sie sich heute selbst als Inspiration?

Ja, das ist mein Antrieb hinter all dem. Ich hätte als Kind auch gerne eine Valentina gehabt, die im Fernsehen zu sehen war. Trans Menschen haben zu der Zeit nicht in der Öffentlichkeit stattgefunden. Heute möchte ich die Inspiration und das Vorbild sein, dem man folgen kann.

Interview Lilli Heim



Tim Hensmann wurde im Videotelefonat von al-Dali gezeigt, wie dessen erste Versuche auf dem Rad aussahen nach seiner Amputation.

DAMIT DU WIEDER IN BEWEGUNG KOMMST:

**WIR UNTERSTÜTZEN DICH NACH
EINEM ARBEITSUNFALL.**

SPORT IN DER REHA HILFT.



DEIN START. UNSER ZIEL.